



Leseprobe

George R.R. Martin, Gardner Dozois

Der Bruder des Königs und 20 weitere Kurzromane

»Hier sollte jeder Leser Geschichten finden, die ihm gefallen, man kann neue Autoren kennenlernen und aufgrund des gelungenen Mixes auch einmal in andere Genres hineinschnuppern.« *Phantastik-Couch Online*

Bestellen Sie mit einem Klick für 19,99 €



Seiten: 1056

Erscheinungstermin: 28. November 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Über 1000 Seiten – eine Anthologie der Extraklasse

Jeder mag Schurken, dabei sind sie oft käuflich, handeln moralisch fragwürdig oder sind politisch inkorrekt. Und gerade deswegen stellen Schurken den eigentlichen Helden so häufig in den Schatten. Denn was wäre *Star Wars* ohne Han Solo oder *Game of Thrones* ohne Tyrion Lennister? George R.R. Martin und Gardner Dozois haben einundzwanzig Stories zusammengetragen – unter anderem von Patrick Rothfuss, Joe Abercrombie und Scott Lynch –, die sich den beliebtesten Charakteren aller Genres widmen: den Schurken.



Autor

George R.R. Martin, Gardner Dozois

George Raymond Richard Martin wurde 1948 in New Jersey geboren. Sein Bestseller-Epos *Das Lied von Eis und Feuer* wurde als die vielfach ausgezeichnete Fernsehserie *Game of Thrones* verfilmt. George R.R. Martin wurde u. a. sechsmal der Hugo Award, zweimal der Nebula Award, dreimal der World Fantasy Award (u.a. für sein Lebenswerk und besondere Verdienste um die Fantasy) und dreimal der Locus Poll Award verliehen. 2013 errang er den ersten Platz beim Deutschen Phantastik Preis für den

George R. R. Martin & Gardner Dozois
präsentieren

DER BRUDER DES KÖNIGS

und 20 weitere Kurzromane

Jeder mag Schurken, dabei sind sie oft käuflich, handeln moralisch fragwürdig oder sind politisch inkorrekt. Und gerade deswegen stellen Schurken den eigentlichen Helden so häufig in den Schatten. Denn was wäre *Star Wars* ohne Han Solo oder *Game of Thrones* ohne Tyrion Lennister? George R. R. Martin und Gardner Dozois haben einundzwanzig Storys zusammengetragen – unter anderem von Patrick Rothfuss, Gillian Flynn, Joe Abercrombie und Scott Lynch –, die sich den beliebtesten Charakteren aller Genres widmen: den Schurken.

George R. R. Martin & Gardner Dozois

präsentieren

Der Bruder des Königs

und 20 weitere Kurzromane

Deutsch von Andreas Kasprzak, Michaela Link,
Tobias Toneguzzo und Andreas Helweg

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Rogues«
bei Bantam Dell, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe

© 2014 by George R. R. Martin & Gardner Dozois

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2016 by Penhaligon in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Alexander Groß und Sigrun Zühlke

Umschlaggestaltung und -illustration: Isabelle Hirtz, Inkcraft
HK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3175-1

www.penhaligon-verlag.de

*Für Joe und Gay Haldeman,
zwei glorreiche Halunken*

INHALT

<i>Einleitung: Jedermann liebt coole Schurken</i>	
Von George R. R. Martin	9
<i>Harte Zeiten allerorten</i>	
Von Joe Abercrombie	19
<i>Die unheimlichen Geschehnisse in Carterhook Manor</i>	
Von Gillian Flynn	69
<i>Das Wirtshaus der sieben Segen</i>	
Von Matthew Hughes	115
<i>Tillie</i>	
Von Joe R. Lansdale	157
<i>Der Fall Petticoats</i>	
Von Michael Swanwick	205
<i>Provenienz</i>	
Von David W. Ball	247
<i>Die Goldenen Zwanziger</i>	
Von Carrie Vaughn	289
<i>Ein Jahr und ein Tag im alten Theradane</i>	
Von Scott Lynch	329
<i>Mit Pauken und Trompeten</i>	
Von Bradley Denton	387

<i>Schwermetall</i>	
Von Cherie Priest	465
<i>Liebe ist ...</i>	
Von Daniel Abraham	503
<i>Eine bessere Art zu sterben</i>	
Von Paul Cornell	541
<i>Unsichtbar in Tyros</i>	
Von Steven Saylor	581
<i>Die Fracht aus Elfenbein</i>	
Von Garth Nix	621
<i>Diamanten aus Tequila</i>	
Von Walter Jon Williams	657
<i>Die Karawane nach nirgendwo</i>	
Von Phyllis Eisenstein	725
<i>Der seltsame Fall der toten Ehefrauen</i>	
Von Lisa Tuttle	777
<i>Wie der Marquis seinen Mantel zurückbekam</i>	
Von Neil Gaiman	835
<i>Jetzt im Kino</i>	
Von Connie Willis	873
<i>Der Blitzbaum</i>	
Von Patrick Rothfuss	939
<i>Der Bruder des Königs</i>	
Von George R. R. Martin	1013

EINLEITUNG

JEDERMANN LIEBT COOLE SCHURKEN

Von George R.R. Martin

...auch wenn wir es hinterher manchmal bereuen.

Schurken, Betrüger und Taugenichtse. Nichtsnutze, Diebe, Lumpen und Halunken. Böse Jungs und durchtriebene Mädels. Schwindler, Verführer, Blender, Heuchler, Spitzbuben, Hochstapler, Scheinheilige, Scharlatane, Lügner, Gauner ... Sie haben viele Namen und tauchen in allen möglichen Arten von Geschichten auf, in jedem nur erdenklichen Genre unter der Sonne, in Mythen und Legenden... und, oh, natürlich auch quer durch die Erdhistorie. Sie sind die Kinder von Loki, die Geschwister des Coyoten. Manchmal sind sie Helden. Manchmal sind sie Schurken. Meistens jedoch sind sie irgendwas dazwischen, nicht wirklich hell, nicht wirklich dunkel, eher graue Charaktere ... und Grau ist schon seit Langem meine Lieblingsfarbe. Grau ist so viel interessanter als Schwarz oder Weiß.

Ich schätze, ich hatte schon immer eine gewisse Vorliebe für Halunken. In meiner Kindheit während der Fünfzigerjahre kam es einem so vor, als bestünde die eine Hälfte des abendlichen Fernsehprogramms aus Sitcoms und die andere aus Western. Mein Vater liebte Western, weshalb ich sie als Kind alle gesehen habe, eine endlose Parade von stoischen Sheriffs und Grenzmarshals, einer heldenhafter als der andere. Marshal Dillon war ein Fels in der Brandung, Wyatt Earp tapfer, beherzt und kühn (was sogar im Titelsong während des Vorspanns besungen wird), und auch der Lone Ranger, Hopalong Cas-

sidy, Gene Autry und Roy Rogers waren heldenhaft, edelmütig und aufrichtig – die perfektesten Identifikationsfiguren, die man sich nur wünschen kann ... Leider jedoch kam mir keiner von ihnen wirklich jemals ganz real vor. Meine beiden liebsten Westernhelden waren die, die den üblichen Rahmen sprengten und neue Wege beschritten: Paladin, der sich (wie jeder gute Schurke) schwarz kleidete, wenn er in der Wildnis unterwegs war, aber wie irgendein weibischer Dandy wirkte, wenn er in San Francisco allwöchentlich mit jeweils einer anderen ziemlich attraktiven Dame »Umgang pflegte« (ähem) und seine Dienste für Geld feilbot (Helden scheren sich gemeinhin nicht um Bezahlung); und die Maverick-Brüder (insbesondere Bret), charmante Gauner, die eine besondere Vorliebe für die »Zockermontur« hatten: für schwarze Anzüge, Cowboykrawatten und schicke Westen statt der traditionellen Marshal-Kluft, bestehend aus Jacke, Marke und weißem Hut; vielleicht traf man sie deshalb öfter an Pokertischen an als bei irgendwelchen Schießereien.

Wenn man sich die alten TV-Serien *Maverick* und *Have Gun – Will Travel* heute anschaut, stellt man fest, dass sie sich wesentlich besser gehalten haben als die eher traditionellen Western jener Tage. Natürlich kann man jetzt argumentieren, dass die Drehbücher besser sind als bei den meisten der anderen »Pferdeopern« oder die Schauspieler, oder die Regisseure, und damit läge man nicht falsch ... Doch ich persönlich glaube, dass hier auch der Schurken-Faktor eine Rolle spielt.

Natürlich wissen nicht bloß die Fans alter Fernsehwestern einen guten Ganoven zu schätzen. Tatsächlich ist der verwegene Schurke vielmehr so eine Art von Charakter-Archetypus, der sich durch alle Medien und Genres zieht.

Clint Eastwood wurde durch die Verkörperung von Figuren wie Rowdy Yates, Dirty Harry und dem Fremden ohne Namen zum Star. Hätte man ihn stattdessen als Goody Yates, Durchschnitts-Billy oder den Mann mit den zwei Ausweispapieren besetzt, hätte wohl niemand je etwas von ihm gehört. Okay, als ich auf dem College war, gab es dort ein Mädchen, das den

großmütigen, aufopferungsvollen Ashley Wilkes dem Gauner Rhett Butler vorzog, diesem Spieler und Blockadebrecher ... Aber ich glaube, da war sie die Einzige. Jede andere Frau, der ich jemals begegnet bin, hätte sich ohne lange zu überlegen für Rhett entschieden statt für Ashley, ganz zu schweigen von Frank Kennedy und Charles Wilkes. Harrison Ford wirkt zwar in jeder Rolle, die er spielt, ein bisschen schurkisch und verwegene, doch natürlich nahm das alles seinen Anfang mit Han Solo und Indiana Jones. Hand aufs Herz: Gibt es irgendwen, der Luke Skywalker tatsächlich cooler findet als Han Solo? Klar, Han ist nur scharf aufs Geld, was er auch von Anfang an deutlich macht ... Doch gerade deshalb ist es einfach großartig, wenn er am Ende von *Star Wars* zurückkommt, um Darth Vader diesen Torpedo zu verpassen. (Oh, und in der Cantina-Szene ist ER derjenige, der zuerst schießt, ganz gleich, wie sehr George Lucas diesen ersten aller *Star Wars*-Filme auch im Nachhinein verändert haben mag.) Und Indy ... Indy ist quasi der Inbegriff des verwegenen Draufgängers. Als er seine Pistole zieht, um diesen Schwertkämpfer zu erschießen, ist das alles andere als fair – aber haben wir ihn nicht gerade dafür so geliebt?

Allerdings werden nicht bloß Film und Fernsehen von Halunken beherrscht. Sehen Sie sich nur die Literatur an.

Insbesondere die epische Fantasy.

Fantasy wird häufig als Genre charakterisiert, in dem das absolut Gute gegen das absolut Böse kämpft, und zweifellos kommt das tatsächlich ziemlich oft vor, vor allem dank der Legionen von Tolkien-Nachahmern mit ihren immer wiederkehrenden dunklen Lords, bösen Handlangern und vierschrotigen Helden. Allerdings gibt es ein noch wesentlich älteres Subgenre der Fantasy, in dem es von Schurken nur so wimmelt, nämlich *Sword & Sorcery* (Schwert & Magie). Conan von Cimmeria wird gemeinhin als Held beschrieben, doch wir sollten nicht vergessen, dass er außerdem ein Dieb ist, ein Räuber, ein Pirat, ein Söldner und letzten Endes ein Usurpator, der sich unrechtmäßig den Thron unter den Nagel reißt – nachdem er mit jeder hübschen Frau in der Kiste war, die ihm unterwegs in die

Quere kam. Fafhrd und der Graue Mausling sind sogar noch schurkischer, wenn auch weniger erfolgreich. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass es einer der beiden irgendwann zum König bringen wird. Und dann hätten wir da noch Jack Vance' durch und durch unmoralischen (und durch und durch köstlichen) Cugel den Schlaunen, dessen Pläne zwar niemals so aufzugehen scheinen, wie er es sich vorstellt, aber trotzdem...

Auch das Historiengenre hat sein Maß an ungestümen, verschlagenen, wenig vertrauenswürdigen Gestalten. Die drei Musketiere besitzen zweifellos gewisse verwegene Qualitäten. (Um so richtig auf den Putz zu hauen, braucht es nun mal echte Kerle.) Rhett Butler war im Roman ein ebensolcher Schuft wie im Film. Michael Chabon schenkte uns mit Amram und Zelikman, den Hauptfiguren seiner historischen Novelle *Gentlemen of the Road*, zwei großartige neue Halunken, und ich für meinen Teil hoffe sehr, dass wir noch einiges von diesem Pärchen zu sehen bekommen. Und selbstverständlich ist da noch George MacDonald Frasers unsterblicher Harry Flashman (für Sie selbstverständlich *Sir Harry Paget Flashman* VC, KCB, KCIE, wenn's beliebt), eine Figur mit gewissen Anleihen an *Tom Browns Schuljahre*, Thomas Hughes' klassischem Roman über ein britisches Internat (so ähnlich wie Harry Potter, nur ohne Quidditch, Magie oder Mädchen). Falls Sie MacDonalds Flashman-Bücher noch nicht gelesen haben sollten (den Roman von Hughes können Sie getrost auslassen, es sei denn, Sie finden Gefallen an viktorianischen Moralpredigten), steht Ihnen die Begegnung mit einem der großartigsten Gauner der Literaturgeschichte noch bevor – eine Erfahrung, um die ich Sie ehrlich beneide.

Was ist mit Western? Teufel noch eins, der gesamte Wilde Westen war voll von Halunken. Der gesetzlose Held ist hier genauso allgegenwärtig wie der gesetzlose Verbrecher, wenn nicht sogar noch präsenter. Billy the Kid? Jesse James und seine Bande? Doc Holliday, der verwegene Zahnarzt *extraordinaire*? Und wenn wir nochmals einen Blick aufs Fernsehen werfen – wenn auch diesmal auf einen Bezahlsender –, dann haben wir

da HBOs fabelhafte und viel zu wenig beachtete Serie *Deadwood* mit dem hinterhältigen Al Swearengen im Mittelpunkt aller skrupelloser Machenschaften. Immer wenn der Barbesitzer Swearengen (gespielt von Ian McShane) auftritt, kann der eigentliche Held, der aufrechte Sheriff, einpacken. Swearengen stiehlt allen die Show. Aber andererseits verstehen sich Schurken ja u. a. auch genau darauf: aufs Stehlen. Das ist sogar eins der Dinge, die sie am besten können.

Was ist mit dem Romantikgenre? Absolut! In Liebesromanen erobert der Draufgänger am Ende immer das Herz des Mädchens, selbst wenn das heutzutage oft ein bisschen anders läuft: Heute ist das *Mädchen* die Schurkin, was bisweilen sogar noch cooler sein kann. Es ist immer schön zu sehen, wie Konventionen auf den Kopf gestellt werden.

Im Krimigenre gibt es ganze Untergattungen über verwegene Gauner: Privatdetektiven zum Beispiel haftet diese Aura seit jeher an; wären diese Typen aufrechte, geradlinige, wahrheitsliebende Burschen, die alles nach Vorschrift machen, wären sie Cops. Aber das sind sie nun mal nicht.

So könnte ich immer weiter fortfahren. Literarische Fiktion, Schauerromane, Romantik und Übernatürliches, Frauenliteratur, Horror, Cyberpunk, Steampunk, Urban Fantasy, Krankenschwesterromane, Tragödien, Komödien, Erotik, Thriller, Weltraumsagas, Western, Sportgeschichten, Militärfiktion, Ranch-Romanzen ... Jedes Genre und Subgenre hat seine Schurken, und meistens sind diese Schurken die Figuren, die man am coolsten findet und an die man sich auch später noch am besten erinnert.

Allerdings sind nicht all diese Genres in dieser Anthologie vertreten, auch wenn ich mir fast wünschte, es wäre anders. Vielleicht ist das der Draufgänger in mir selbst, jener Teil von mir, der gern außerhalb fester Normen denkt – um ehrlich zu sein, ich habe nicht allzu viel Respekt vor Genrengrenzen. Heute bin ich zwar vor allem als Fantasyautor bekannt, aber *Der Bruder des Königs* und 20 weitere Kurzromane soll keine Fantasyanthologie sein, auch wenn einige gute Fantasystorys enthalten

sind. Mein Mitstreiter Gardner Dozois hat einige Jahrzehnte lang ein Science-Fiction-Magazin herausgegeben, doch eine SF-Anthologie ist *Der Bruder des Königs* trotzdem nicht... obwohl auf diesen Seiten diverse Science-Fiction-Erzählungen vertreten sind, wie man sie – und das vollkommen zu Recht – in den einschlägigen, monatlich erscheinenden Heften vermuten würde.

Genau wie die *Warriors*-Anthologie und *Königin im Exil*, unsere vorherigen Cross-Genre-Sammlungen, soll auch *Der Bruder des Königs* und 20 weitere Kurzromane alle Genregrenzen überschreiten. Unser Thema ist universell, und Gardner und ich lieben gute Geschichten jeder Couleur, ganz gleich, in welcher Zeit, an welchem Ort oder in welchem Genre sie spielen, darum zogen wir los und baten eine Reihe wohlbekannter Autoren aus den verschiedensten Bereichen um Beiträge zu diesem Buch: Autoren aus den Gattungen Mystery, epische Fantasy, Sword and Sorcery, Urban Fantasy, Science-Fiction, Romantik, Mainstream, Krimi (gemütlich oder knallhart), Thriller, historischer Roman, Liebesschnulze, Western, Noir, Horror... was auch immer. Nicht alle konnten oder wollten ihren Beitrag zu diesem Buch leisten, aber viele schon, und das Ergebnis präsentieren wir in diesem Band. Diese Leute sind größtenteils mit Preisen überhäufte Bestsellerautoren, die bei einem Dutzend verschiedener Verlage erscheinen und aus allen nur erdenklichen Sparten kommen. Wir baten jeden von ihnen um dasselbe: um eine Geschichte über einen wegwegenen Schuft, voll unvorhergesehener Wendungen, waghalsiger Pläne und Kehrtwenden. Keinem wurden irgendwelche Genrebeschränkungen auferlegt; jeder konnte tun und lassen, was immer er will. Einige beschlossen, dem Genre treu zu bleiben, das man am ehesten mit ihnen verbindet. Andere entschieden, mal etwas völlig anderes auszuprobieren.

In meiner Einführung zu *Warriors*, der ersten unserer genreübergreifenden Anthologien, erzählte ich davon, wie es war, in den 1950ern in Bayonne, New Jersey, aufzuwachsen, einer Kleinstadt mit einem einzigen Buchladen. Ich kaufte meine gesamte Lektüre aus den Drahtgitterdrehständen der Zeitschrif-

tenkioske und »Süßigkeitenläden« an der Ecke. Die Taschenbücher in diesen Ständern waren nicht nach Genres geordnet. Alles wurde wahllos hineingestopft, ein Exemplar hiervon, zwei Exemplare davon. Da standen dann *Die Brüder Karamasow* zwischen einem Krankenhausroman und dem neuesten Mike-Hammer-Knaller von Mickey Spillane. Dorothy Parker und Dorothy L. Sayers teilten sich den Ständer mit Ralph Ellison und J.D. Salinger. Max Brand rieb sich an Barbara Cartland. A.E. van Vogt, P.G. Wodehouse und H.P. Lovecraft drängten sich Seite an Seite mit F. Scott Fitzgerald. Krimis, Western, Gruselromane, Geistergeschichten, Klassiker der englischen Literatur, die neuesten zeitgenössischen »literarischen« Werke und natürlich Science-Fiction, Fantasy und Horror – in diesen Drehständern konnte man all das finden und noch viel mehr.

Schon damals gefiel mir das sehr. Und daran hat sich bis heute nichts geändert. Gleichwohl, in den Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind (zu viele, fürchte ich), hat sich das Verlagsgeschäft verändert; heute gibt es vor allem Buchhandelsketten statt einzelner Buchläden, und die Genregrenzen haben sich verhärtet. Ich finde das schade; schließlich sollen Bücher uns doch auf die eine oder andere Weise weiterbringen, uns an Orte entführen, an denen wir noch nie zuvor gewesen sind, und uns Dinge zeigen, die wir noch niemals gesehen haben. Sie sollen unseren Horizont erweitern und unseren Blick auf die Welt verändern. Die eigene Lektüre auf ein einziges Genre zu begrenzen macht all das zunichte. Genres schränken uns ein und machen uns kleiner. Damals wie heute bin ich der Ansicht, dass es einfach nur gute und schlechte Geschichten gibt, und auch heute noch ist das die einzige Unterscheidung in der Literatur, die für mich wirklich zählt.

Wir finden, wir haben in diesem Band eine Menge guter Geschichten zusammengetragen. Auf diesen Seiten begegnen Sie Halunken jeder Form, Farbe und Größe, mit einem breiten Spektrum an Schauplätzen, in Erzählungen, die eine gesunde Mischung der unterschiedlichsten Genres und Subgenres repräsentieren. Allerdings weiß man erst, *welches* spezielle Genre

oder Subgenre einen erwartet, wenn man die jeweilige Story gelesen hat, da Gardner und ich die Geschichten in diesem Band ganz in der Tradition dieser altehrwürdigen Bücherdrehständer bunt durcheinandergewürfelt haben. Einige der hier versammelten Geschichten wurden vermutlich von dem einen oder anderen Ihrer Lieblingsautoren verfasst; andere von Schriftstellern, von denen Sie vielleicht noch nie gehört haben (jedenfalls noch nicht). Wir hoffen, dass einige, die derzeit noch in letztere Kategorie fallen, in erstere aufgestiegen sind, wenn Sie mit der Lektüre von *Der Bruder des Königs und 20 weitere Kurzromane* fertig sind.

In diesem Sinne: Viel Spaß beim Lesen – aber Vorsicht! Einige der Gentlemen und auch ein paar der reizenden Ladys auf diesen Seiten sind nicht sonderlich vertrauenswürdig.

JOE ABERCROMBIE

Joe Abercrombie ist einer der aufstrebenden Stars der modernen Fantasy, von Lesern und Kritikern gleichermaßen gefeiert wegen seiner direkten, nüchternen Herangehensweise an das Genre. Sein bekanntestes Werk ist wohl die *Klingen*-Trilogie, deren erster Teil, *Kriegsklingen*, 2006 veröffentlicht wurde, ein Jahr später gefolgt von *Feuerklingen* und abgeschlossen mit *Königsklingen*. Er hat auch weitere eigenständige Romane in diesem Fantasyuniversum verfasst: *Racheklingen*, *Heldenklingen* und zuletzt *Blutklingen*. Abercrombie, der neben seiner Tätigkeit als Autor auch als selbstständiger Filmeditor aktiv ist, lebt und arbeitet in London.

In dem folgenden rasanten Thriller führt er uns tief in die schmutzigen, stinkenden, labyrinthartigen Straßen von Sipani, einer der gefährlichsten Städte der Welt, wo eine tödliche Partie *Hasch mich* begonnen hat.

HARTE ZEITEN ALLERORTEN

Von Joe Abercrombie

Verflucht, wie sie Sipani hasste.

Der verdammte dichte Nebel und das verdammte plätschernde Wasser und der verdammte Gestank nach Fäulnis. Die verdammten Feiern und Masken und die verdammte Ausgelassenheit. Jeder hatte Spaß – verdammt viel Spaß – oder tat zumindest so. Diese verdammten Leute, sie waren das Schlimmste. Schurken, jeder Einzelne, egal ob Mann, Frau oder Kind. Lügner und Narren, alle miteinander.

Carcolf hasste Sipani. Und dennoch war sie schon wieder hier. Wer also, musste sie sich fragen, war hier die Närrin?

Schallendes Gelächter hallte aus dem Nebel vor ihr wider, und sie huschte in einen der schattenverhangenen Hauseingänge, eine nervös zuckende Hand auf dem Griff ihres Schwertes. Ein guter Kurier traut niemandem, und Carcolf war die Beste von allen. Doch in Sipani vertraute sie ... weniger als niemandem.

Eine weitere Gruppe von Vergnügungssuchenden kam aus dem Nebel stolziert; da war ein Mann mit einer mondformigen Maske, eine Frau, die so betrunken war, dass sie auf ihren hochhackigen Schuhen immer wieder umknickte, und ein anderer wedelte mit seinen Spitzenmanschetten herum. Sie alle lachten, als gäbe es nichts Komischeres, als sich so zu betrinken, dass man nicht mehr aufstehen konnte. Carcolf verdrehte die Augen Himmel und tröstete sich mit dem Gedanken, dass es ihnen hinter ihren Masken ebenso verhasst sein musste wie ihr, wenn sie versuchte, sich zu amüsieren.

Sie seufzte in der Abgeschlossenheit des Hauseingangs. Höchste Zeit, dass sie mal frei nahm. Sie wurde langsam richtig verbittert. Oder vielleicht war sie es schon, und es wurde nur noch schlimmer. Verwandelte sie sich etwa in ihren verfluchten Vater – in einen dieser Menschen, die die ganze Welt verachteten?

»Bloß das nicht«, murmelte sie.

Sobald die Zecher in der Nacht verschwunden waren, huschte sie aus dem Eingang und ging weiter, weder zu schnell noch zu langsam. Ihre weichen Stiefelsohlen verursachten kaum einen Laut auf dem Kopfsteinpflaster, ihre unscheinbare Kapuze war unauffällig ins Gesicht gezogen – sie schien das Musterbeispiel einer Person zu sein, die nicht mehr zu verbergen hatte als jeder andere auch. Was in Sipani normalerweise eine ganze Menge war.

Irgendwo im Westen raste vermutlich gerade ihre gepanzerte Kutsche durch die breiten Straßen, dass Funken von den Rädern stoben, preschte über die Brücken, während überraschte Passanten zur Seite sprangen und die Peitsche des Fahrers gegen die schaumglänzenden Flanken der Pferde schnalzte. Und hinter der Kutsche würde das Dutzend gedungene Wachen dahindonnern. Außer natürlich, die Leute des Bruchmanns hatten schon zugeschlagen – das Aufblitzen der Pfeile, die Schreie von Menschen und Tieren und schließlich das Donnern, wenn die Kutsche von der Straße abkam. Danach das Klirren von Stahl und ein Knall, wenn sie das schwere Schloss mit Schwarzpulver von der Truhe sprengten. Hände würden den dichten Rauch beiseitewedeln, der Deckel würde hochgeklappt, um zu enthüllen, dass die Truhe ... leer war.

Carcolf gönnte sich ein schmales Lächeln und tätschelte das Bündel an ihren Rippen, das sicher ins Innenfutter ihres Mantels eingenäht war.

Sie sammelte sich, machte ein paar Schritte und sprang vom Rand des Kanals über drei Schritt öligen Wassers hinweg auf das Deck einer verrottenden Barke. Die Bohlen knirschten, als sie sich abrollte und in einer fließenden Bewegung wieder auf

die Beine kam. Den Weg außen herum über die Fintin-Brücke zu nehmen wäre ein gewaltiger Umweg, ganz zu schweigen davon, dass es dort von Fußgängern und wachsamen Augen nur so wimmelte. Dieses Boot hingegen stellte die perfekte Abkürzung dar, war es doch stets hier in den Schatten festgemacht. Carcolf hatte sich persönlich davon überzeugt; sie war jemand, der möglichst wenig dem Zufall überließ, denn die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass der Zufall ein echter Bastard sein konnte.

Ein ergrautes Gesicht spähte aus dem Dunkel der Kabine, wo Dampf aus einem zerbeulten Kessel stieg. »Wer zum Teufel bist du?«

»Niemand.« Carcolf winkte fröhlich. »Bin schon wieder weg!« Mit diesen Worten sprang sie vom schwankenden Deck auf den Stein am anderen Kanalufer, und schon hüllte sie wieder der modrig riechende Nebel ein. Schon wieder weg. Jawohl, sie musste nur das Dock erreichen, und mit der nächsten Flut wäre sie weg, ein breites Grinsen im Gesicht... oder eben ein mürrisches Stirnrunzeln. Carcolf war ein Niemand, wohin sie auch ging. Stets nur auf der Durchreise, ganz egal wo.

Im Osten würde dieser Idiot Pombrine vermutlich gerade mit seinen vier bezahlten Dienstmännern dahinpreschen. Er sah ihr überhaupt nicht ähnlich, allein schon wegen seines Schnurrbarts, aber solange er ihren auffällig verzierten Mantel trug, sollte er ein passables Double abgeben. Er war ein eingebildeter und bettelarmer Zuhälter, und er hatte sich nur als sie verkleidet, weil er eine Geliebte besuchen wollte: eine Edeldame mit großen Reichtümern, die um jeden Preis vermeiden musste, dass ihr Techtelmechtel bekannt wurde. Carcolf seufzte. Wenn Pombrine wüsste. Sie stellte sich seinen Schock vor, wenn diese Mistkerle Tief und Seicht ihn aus dem Sattel schossen – nur um sich dann über den Schnurrbart zu wundern. Mit wachsender Frustration würden sie seine Kleider durchsuchen, und zu guter Letzt würden sie ihn vermutlich sogar aufschneiden und ausweiden. Doch finden würden sie nichts.

Noch einmal tätschelte Carcolf das Bündel, und leichteren Schritts ging sie weiter. Allein und zu Fuß folgte sie einer sorg-

sam gewählten Route, ging durch schmale Gassen, durch unbewachte Durchgänge und über Treppen, durch verfallende Paläste und heruntergekommene Mietshäuser, Tore, die dank geheimer Abmachungen offen standen, und dann schließlich durch einen kurzen Abschnitt der Abwasserkanäle geradewegs zu den Docks, wo sie noch ein oder zwei Stunden Zeit hätte, bevor das Schiff ablegte.

Nach dieser Mission musste sie wirklich eine Pause einlegen. Sie fuhr mit der Zunge über die Innenseite ihrer Lippe, wo sich ein kleines, aber äußerst schmerzhaftes Geschwür gebildet hatte. Ihr ganzes Leben bestand nur aus Arbeit. Wie wäre es also mit einem Abstecher nach Adua? Sie könnte ihren Bruder besuchen und ihre Nichten. Wie alt waren sie jetzt wohl? Hm. Nein, lieber doch nicht. Sie hatte nicht vergessen, was für ein voreingenommenes Miststück ihre Schwägerin war – eine dieser Personen, die allem und jedem mit gerümpfter Nase begegneten. Sie erinnerte Carcolf an ihren Vater; vermutlich hatte ihr Bruder die dumme Ziege deswegen geheiratet.

Von irgendwo ertönte Musik, und sie duckte sich in einen zerbröckelnden Durchgang. Ein Geigenspieler, der entweder sein Instrument stimmte oder einfach nur grausig schlecht war. Nichts von beidem hätte sie überrascht. Papier raschelte an einer moosbefleckten Wand: schlecht bedruckte Plakate, die die rechtschaffenen Bürger zum Aufstand gegen die Schlange von Talins und ihre Tyrannei aufriefen. Carcolf schnaubte. Die meisten Bürger von Sipani waren mehr mit dem Hinfallen beschäftigt als mit dem Aufstehen, und der Rest war alles andere als rechtschaffen.

Sie zupfte an ihrem Hosenboden, aber es brachte nichts. Wie viel musste man für neue Kleider zahlen, damit einem nicht von einer Naht an einer denkbar ungünstigen Stelle die Haut wundgerieben wurde? Sie eilte auf dem schmalen Weg an einem trägen Abschnitt des Kanals dahin, der schon so lange nicht mehr benutzt wurde, dass das Wasser schleimig vor Algen war und Müll darin umhertrieb. Dabei zog sie den störenden Stoff ihrer Hose vergeblich mal hierhin, mal dorthin. Verflucht sei diese

neue Mode mit ihren engen Hosen! Vielleicht war es eine Art kosmische Bestrafung dafür, dass sie den Schneider mit gefälschten Münzen bezahlt hatte. Doch ihr Profit auf dieser Welt war ihr wichtiger als kosmische Gerechtigkeit, weswegen sie versuchte, immer so wenig wie möglich zu bezahlen. Das war praktisch einer ihrer Grundsätze, und schon ihr Vater hatte gesagt, dass eine Person immer an ihren Prinzipien festhalten sollte ...

Verflucht, sie verwandelte sich wirklich in ihren Vater.

»Ha!«

Eine ungepflegte Gestalt sprang vor ihr aus einem Bogen- gang, und kurz war das Funkeln von Stahl zu sehen. Mit einem instinktiven Ächzen stolperte Carcolf zurück und versuchte, ihren Mantel zur Seite zu schieben, um ihre eigene Klinge zu ziehen. Kurz war sie überzeugt, dass der Tod sie zu guter Letzt doch noch ereilen würde. War ihr der Bruchmann einen Schritt voraus gewesen? Oder waren es Tief und Seicht? Oder Kurri- kans Leute ... doch niemand sonst zeigte sich. Da war nur die- ser eine Kerl, gekleidet in einen fleckigen Umhang, mit zerzaus- tem Haar, das in der feuchten Luft an seiner Haut klebte. Ein zerschlissener Schal verbarg den unteren Teil seines Gesichts, sodass nur seine runden, blutunterlaufenen und erschrockenen Augen zu sehen waren.

»Stehen bleiben und Geld her!«, dröhnte er, seine Stimme durch den Schal gedämpft.

Carcolfs Augenbrauen wanderten nach oben. »Sagt man so- was heute überhaupt noch?«

Eine kurze Pause, während das abgestandene Wasser gegen die Kanalwand neben ihnen plätscherte. »Du bist eine Frau?« Ein beinahe schon entschuldigender Tonfall schwang in der Stimme des Räubers mit.

»Würdest du mich nicht überfallen, falls ich eine wäre?«

»Nun, ähm...« Der Dieb schien in sich zusammenzu- schrumpfen, aber dann straffte er die Schultern. »Bleib trotz- dem stehen und her mit deinem Geld!«

»Warum?«, fragte Carcolf.

Die Schwertspitze des Räubers ruckte nervös auf und ab. »Weil ich Schulden bei ... Das geht dich überhaupt nichts an!«

»Nein, ich meine, warum erstichst du mich nicht einfach und nimmst mir dann meine Wertsachen ab?«

Eine weitere Pause folgte. »Ich schätze... ich wollte kein Blutvergießen? Aber ich warne dich, ich bin zu allem bereit.«

Er war ein verfluchter Zivilist. Ein kleiner Krimineller, der durch Zufall auf sie gestoßen war. Oh, und was für ein Bastard der Zufall war – das würde dieser Kerl jetzt auf die harte Tour lernen. »Guter Mann«, sagte sie, »du bist ein erbärmlicher Dieb.«

»Ich, gute Frau, bin ein Ehrenmann.«

»Ein toter Ehrenmann.« Carcolf trat vor und zückte ihre Klinge, ein Armlang rasiermesserscharfen Stahls, der im Schein einer Lampe in einem Fenster über ihnen glänzte. Sie konnte sich nie dazu motivieren zu üben, aber dennoch war sie recht geschickt mit dem Schwert. Um sie zu überwältigen, wäre schon mehr nötig als dieser Abschaum und sein Buttermesser. »Ich werde dich ausnehmen wie ein ...«

Der Mann sprang erstaunlich schnell nach vorn. Metall klirrte gegen Metall, und bevor Carcolf sich auch nur für eine Bewegung entscheiden konnte, wurde ihr das Schwert aus der Hand geschlagen. Es schlitterte klirrend über das schmutzige Pflaster und verschwand im Kanal.

»Ah«, machte sie. Das änderte die Sache. Offensichtlich war ihr Gegner nicht der Tölpel, nach dem er aussah – zumindest nicht, was seine Fertigkeiten mit dem Schwert anging. Sie hätte mit so etwas rechnen sollen. In Sipani war nie etwas, wie es schien.

»Geld her«, forderte er.

»Mit Vergnügen.« Carcolf zückte ihre Börse und warf sie gegen die Wand, in der Hoffnung, an dem Kerl vorbeischlüpfen zu können, solange er abgelenkt war. Leider schnappte er den Geldbeutel mit beeindruckender Gewandtheit aus der Luft und richtete seine Waffe dann sofort wieder auf sein Opfer, um ihm keine Chance zur Flucht zu geben. Die Klingenspitze berührte die Ausbuchtung an ihrem Mantel.

»Und was hast du da?«

So wurde aus einer schlechten Situation eine wirklich üble. »Nichts, überhaupt nichts.« Carcolf versuchte, ihre Worte mit einem falschen Lachen glaubhafter zu machen, aber der Versuch war sinnlos. Das Schiff, das im Hafen wartete, um sie nach Thond zu bringen, rückte in noch weitere Ferne. Mit dem Finger schob sie die funkelnde Schwertspitze von sich fort. »Ich habe einen sehr dringenden Termin, falls ich also ...« Mit dem leisen Zischen von Stoff schlitzte der Dieb ihren Mantel auf.

Carcolf blinzelte. »Au.« Da war ein brennender Schmerz an ihren Rippen. Das Schwert hatte auch ihre Seite aufgeschnitten. »Au!« Zutiefst gekränkt sank sie auf die Knie, die Hand auf die Wunde gepresst. Blut quoll zwischen ihren Fingern hervor.

»Oh... oh, nein. Tut mir leid, ich wollte dir wirklich nicht wehtun. Ich wollte nur, du weißt schon ...«

»Aua.« Das Bündel fiel, nunmehr leicht mit Carcolfs Blut verschmiert, aus dem aufgeschlitzten Stoff und landete auf dem Boden: ein schmales Päckchen, knapp dreißig Zentimeter lang, eingewickelt in fleckiges Leder.

»Ich brauche einen Arzt«, keuchte sie in ihrem überzeugendsten *Ich-bin-eine-hilflose-Frau*-Tonfall. Die Großherzogin hatte ihr stets vorgeworfen, dass sie übermäßig theatralisch wäre, aber falls sie in einer solchen Situation nicht theatralisch sein durfte, wann dann? Davon abgesehen brauchte sie vermutlich wirklich einen Arzt, außerdem bestand die Möglichkeit, dass sich der Dieb zu ihr hinabbeugte, um ihr zu helfen; falls er nahe genug herankäme, könnte sie dem Mistkerl ihr Messer ins Gesicht rammen. »Bitte, hilf mir! Ich flehe dich an!«

Er zögerte, die Augen weit aufgerissen. Die ganze Sache war offensichtlich weiter gegangen, als er beabsichtigt hatte. Doch schließlich schob er sich näher heran, wenn auch nur, um nach dem Päckchen zu greifen, die glänzende Schwertspitze weiterhin auf Carcolf gerichtet.

Das war das Schlimmste, was er hätte tun können. Sie versuchte, die Panik in ihrer Stimme zu unterdrücken. »Hör zu,

nimm das Geld. Ich wünsche dir viel Spaß damit.« Tatsächlich wünschte sie ihm, dass er in einem frühen Grab verrotten möge. »Aber es wäre für uns beide das Beste, wenn du mir dieses Päckchen überlässt!«

Seine Hand hielt inne. »Warum? Was ist da drin?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe Befehl, es nicht zu öffnen.«

»Befehl? Von wem?«

Carcolf verzog das Gesicht. »Das weiß ich, ehrlich gesagt, auch nicht, aber ...«

Kurtis nahm das Päckchen. Warum auch nicht? Er war vielleicht ein Trottel, aber er war kein Riesentrottel. Also schnappte er es sich und rannte weg. Natürlich rannte er weg – so wie immer.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, während er die Gasse hinunterhetzte. Er sprang über ein geborstenes Fass, blieb mit dem Fuß hängen und spießte sich um ein Haar auf seinem gezogenen Schwert auf, bevor er mit dem Gesicht voran durch Schlamm und Unrat schlitterte und dabei einen Mundvoll von etwas leicht Süßlichem hinunterschluckte. Er spuckte aus und fluchte, warf einen verängstigten Blick über die Schulter.

Nichts deutete darauf hin, dass er verfolgt wurde. Da war nur der Nebel, der endlose Nebel, der sich wie ein lebendes Wesen aufbauschte und kräuselte.

Kurtis steckte das inzwischen ein wenig schleimige Päckchen unter seinen ausgefransten Mantel und humpelte weiter, eine Hand auf seinem schmerzenden Hintern, während er noch immer versuchte, diesen faulig süßen Geschmack auszuspuken. Nicht dass er schlimmer gewesen wäre als sein Frühstück heute Morgen. Eigentlich sogar besser. Das Frühstück eines Mannes sagt viel über ihn aus, wie sein Fechtmeister zu predigen gepflegt hatte.

Er zog seine feuchte Kapuze hoch, der der schwache Geruch von Zwiebeln und Verzweiflung anhaftete, presste den Geldbeutel zwischen zwei Finger und steckte dann das Schwert zurück in die Scheide, kurz bevor er aus der Gasse schlitterte

und sich unter die Passanten mischte. Das leise Klacken von Parierstange gegen Hülle brachte so viele Erinnerungen zurück: an die Ausbildung und die Turniere, an eine strahlende Zukunft und die Bewunderung der Zuschauer. Fechten, mein Junge, ist der beste Weg, in der Gesellschaft aufzusteigen! Die Leute in Styria wissen gute Fechter wirklich zu schätzen, da wirst du ein Vermögen machen! Das waren noch Zeiten gewesen, als er sich nicht in Fetzen kleiden oder dankbar dafür sein musste, wenn er die Reste des Schlachters ergatterte. Als er seinen Lebensunterhalt noch nicht damit bestritten hatte, Männer zu überfallen. Er verzog das Gesicht. Oder *Frauen*. Konnte man so etwas überhaupt ein Leben nennen? Er riskierte einen verstohlenen Blick zurück. Hatte er sie vielleicht getötet? Er bekam eine Gänsehaut. Es war nur ein Kratzer gewesen. Oder? Er hatte Blut gesehen. Bitte, mach, dass es nur ein Kratzer war! Kurtis rieb sich das Gesicht, als könnte er dadurch die Erinnerung wegwischen, aber sie hatte sich bereits festgefressen. Es war schrecklich: Dinge, die er sich nie auch nur hätte vorstellen können, wurden zu Dingen, von denen er glaubte, dass er sie nie tun könnte, dann zu Dingen, die er nie wieder tun wollte, und schließlich zu seiner täglichen Routine.

Noch einmal vergewisserte er sich, dass ihm niemand folgte, dann huschte er von der Straße fort und über einen verfallenden Hof. Die verblassten Gesichter der Helden von gestern starrten von Plakaten auf ihn herab, dann ging es die nach Urin stinkende Treppe hoch und um die abgestorbene Pflanze herum. Er zückte seinen Schlüssel und kämpfte mit dem verklebten Schloss.

»Verdammt, gottverdammt, Mist, was... ah!« Die Tür gab abrupt nach, und er wäre um ein Haar wieder gestürzt, als er in den Raum stolperte. Rasch drehte er sich um, und nachdem er die Tür wieder zugeschlagen hatte, stand er einen Moment lang schwer atmend in der stinkenden Düsternis.

Wer würde ihm jetzt noch glauben, dass er einst mit dem König gefochten hatte? Natürlich hatte er verloren. So wie er auch alles andere verloren hatte, nicht wahr? Er hatte sich mit

null zu zwei Treffern geschlagen gegeben, gekränkt im Staub liegend, nachdem er die Klinge mit der Seiner Erhabenen Hoheit gekreuzt hatte. Dieselbe Klinge, fiel ihm auf, die er nun gegen die Wand neben der Tür lehnte. Die Klinge war scharf und befleckt und zur Spitze hin sogar ein wenig verbogen. Die letzten zwanzig Jahre hatten es mit seinem Schwert ebenso wenig gut gemeint wie mit ihm. Doch vielleicht wandelte sich sein Schicksal heute ja.

Er nahm seinen Mantel ab und warf ihn in eine Ecke, aber erst nachdem er das Päckchen hervorgeholt hatte. Zeit, es auspacken und zu sehen, was er erbeutet hatte. Er kämpfte im Dunkeln mit der Lampe, um sich ein wenig Licht zu machen, und blinzelte, als die Schatten in dem mickrigen Raum langsam zurückwichen. Das von Rissen überzogene Glas der Fenster, die abblätternde Farbe an den schimmelnden Wänden, die aufgeplatzte Matratze, aus der fauliges Stroh herausquoll, die ebenso mickrigen wie erbärmlichen Möbel...

Ein Mann saß auf Kurtis' einzigem Stuhl, an Kurtis' einzigem Tisch. Er war groß, trug einen voluminösen Mantel und hatte sein Haar so kurz geschoren, dass nur noch graue Stoppeln übrig waren. Langsam atmete er durch seine fleischige Nase ein, dann ließ er zwei Würfel aus seiner Faust fallen, sodass sie über die fleckige Tischplatte rollten.

»Sechs und zwei«, sagte er. »Acht.«

»Wer, zum Teufel, bist du?« Kurtis' Stimme war hoch und piepsig vor Schreck.

»Der Bruchmann schickt mich.« Noch einmal ließ der Mann die Würfel rollen. »Sechs und fünf.«

»Heißt das, ich verliere?« Kurtis linste zu seinem Schwert hinüber und versuchte – vergebens –, gelassen zu wirken, während er überlegte, wie lange er wohl brauchen würde, um die Waffe zu erreichen, sie zu ziehen, zuzuschlagen...

»Du hast schon längst verloren«, erwiderte der große Mann und nahm wieder die Würfel zur Hand. Erst jetzt hob er den Kopf. Seine Augen waren so ausdruckslos wie die eines toten Fisches draußen auf den Marktständen – tot und dunkel, mit

einem traurigen Glanz. »Möchtest du wissen, was passiert, falls du nach deinem Schwert greifst?«

Kurtis war kein tapferer Mann; er war es nie gewesen. Er hatte seinen ganzen Mut zusammennehmen müssen, nur um jemand anderen zu überrumpeln. Selbst überrumpelt zu werden hatte ihm schlagartig jeglichen Kampfeswillen geraubt. »Nein«, murmelte er, und seine Schultern sackten nach unten.

»Wirf das Päckchen rüber«, befahl der große Mann, und Kurtis gehorchte. »Und den Geldbeutel.«

Es war, als wäre seine gesamte Willenskraft verdampft. Er dachte nicht einmal daran, eine List zu versuchen; er warf einfach die gestohlene Börse auf den Tisch, sodass der große Mann sie mit den Fingerspitzen öffnen und hineinblicken konnte.

Kurtis machte eine hilflose, kraftlose Handbewegung. »Ansonsten habe ich nichts Wertvolles.«

»Ich weiß.« Der Mann erhob sich. »Ich habe nachgesehen.« Er trat hinter dem Tisch hervor, und Kurtis wich vor ihm zurück, bis sein Rücken den Schrank berührte. Einen Schrank, der nichts weiter beherbergte als ein paar Spinnweben.

»Ist die Schuld damit beglichen?«, fragte er kleinlaut.

»Denkst du denn, dass sie beglichen ist?«

Sie blickten einander an, und der Dieb schluckte. »Wann habe ich meine Schulden endlich abbezahlt?«

Sein Gegenüber zuckte mit den Schultern, die beinahe mit seinem Kopf verschmolzen. »Was glaubst du?«

Noch einmal schluckte Kurtis. Seine Lippen zitterten. »Wenn der Bruchmann es sagt?«

Der große Mann zog eine buschige Augenbraue um eine Winzigkeit nach oben – sie wurde von einer Narbe gespalten, wie Kurtis sah. »Hast du vielleicht eine Frage, auf die du nicht schon die Antwort kennst?«

Der Dieb ließ sich auf die Knie fallen, die Hände flehend erhoben. Das Bild des großen Mannes verschwamm, als brennende Tränen seine Augen füllten. Es interessierte ihn nicht, wie beschämend es war, einfach so loszuheulen. Der Bruchmann hatte ihm schon vor vielen Besuchen sein letztes bisschen

Stolz geraubt. »Lass mir irgendetwas«, wimmerte er. »Bitte, irgendetwas.«

Der Mann starrte ihn mit seinen toten Fischaugen an. »Warum?«

Freundlich nahm auch das Schwert, aber ansonsten konnte er nichts von Wert finden. »Ich komme nächste Woche wieder«, sagte er.

Es war keine Drohung; er sprach lediglich eine Tatsache aus, und eine offensichtliche obendrein. Dies war schließlich die Vereinbarung, die getroffen worden war. Dennoch sank Kurtis dan Broyas Kopf langsam nach unten, und sein Körper wurde von haltlosem Schluchzen geschüttelt.

Freundlich überlegte, ob er ihn trösten sollte, entschied sich aber dagegen. Die Leute neigten dazu, ihn falsch zu verstehen.

»Vielleicht hättest du dir kein Geld leihen sollen«, sagte er und ging.

Es überraschte ihn jedes Mal wieder, dass die Leute sich nicht über die Summen im Klaren waren, wenn sie einen Kredit aufnahmen. Proportionen und Zeiträume und Zinsen – eigentlich war es ganz einfach. Aber vielleicht neigten sie einfach dazu, ihr Einkommen zu überschätzen, sich selbst zu blenden, indem sie sich einredeten, das Glas wäre halb voll. Sie glaubten an glückliche Zufälle, daran, dass sich ihre Lage verbessern, dass alles gut ausgehen würde. Weil sie etwas Besonderes waren. Freundlich hatte nichts für derartige Illusionen übrig. Er wusste, dass er nur ein Zahnrad im komplexen Uhrwerk des Lebens war, das Gegenteil von besonders. Für ihn waren Fakten Fakten.

Er stapfte dahin und zählte die Schritte bis zum Palast des Bruchmanns. Einhundertfünf, einhundertvier, einhundert-drei...

Seltsam, wie klein die Stadt war, wenn man sie wirklich ausmaß. All diese Leute mit ihren Wünschen und Plänen und Schulden, zusammengepfercht auf einem winzigen Flecken Land, den sie dem Sumpf entrissen hatten. Freundlich glaubte

allerdings, dass der Sumpf bereits dabei war, große Teile von Sipani zurückzuerobern. Er fragte sich, ob die Welt vielleicht ein besserer Ort sein würde, wenn diese Stadt irgendwann im Morast versank.

... sechsundsiebzig, fünfundsiebzig, vierundsiebzig ...

Jemand folgte ihm. Vermutlich ein Taschendieb. Freundlich warf wie zufällig einen Blick auf einen Stalljungen am Straßenrand, sodass er seinen Verfolger aus den Augenwinkeln erkennen konnte. Es war ein Mädchen mit dunklem Haar, das sie unter eine Kappe gestopft hatte; dazu trug sie einen viel zu großen Mantel. Sie war kaum mehr als ein Kind. Er machte ein paar Schritte eine schmale Gasse hinab, dann drehte er sich um. Sein Körper blockierte den gesamten Weg, und seinen Mantel hatte er so zur Seite gestrichen, dass man die Griffe von vier seiner sechs Waffen sehen konnte. Einen Moment später umrundete ihr Schatten die Ecke. Er blickte ihr entgegen. Mehr nicht – er sah sie einfach nur an. Zuerst erstarrte sie, dann schluckte sie, drehte sich nach links, nach rechts, und schließlich wich sie rückwärts zurück, um wieder in der Menge auf der Straße zu verschwinden. Damit wäre das dann wohl auch geklärt.

... einunddreißig, dreißig, neunundzwanzig ...

Sipani – und ganz besonders seine feuchte und übel riechende Altstadt – war voller Diebe. Sie waren ein ständiges Ärgernis, so wie Mücken im Sommer. Und dann waren da natürlich noch die Räuber, Einbrecher, Mordgesellen, Schläger, Schwindler, Nepper, Glücksspieler, Buchmacher, Geldverleiher, Geldeintreiber, Bettler, Betrüger, Zuhälter, Pfandleiher und Fälscher, ganz zu schweigen von den Buchhaltern und Anwälten. Letztere waren die Schlimmsten von allen, soweit es Freundlich anging. Manchmal hatte es den Anschein, als würde niemand in Sipani wirklich irgendetwas leisten. Vielmehr schienen alle nur darauf aus zu sein, jemand anderen übers Ohr zu hauen.

Andererseits konnte Freundlich nicht behaupten, dass er besser war als der Rest.

... vier, drei, zwei, eins und nun noch die zwölf Stufen hinab,

an den Wachen vorbei und durch die Doppeltür in das Hauptquartier des Bruchmanns.

Der Raum war dunstig vor Rauch, verwirrend mit seinen bunten Lampen, heiß vom Atem mehrerer Personen und wundgescheuerter Haut, erfüllt vom Summen gedämpfter Unterhaltungen, geteilter Geheimnisse, verratenen Vertrauens. Kurzum: Alles war genau so wie immer an Orten wie diesen.

Zwei Nordmänner hatten sich in einer Ecke an einen Tisch gezwängt. Einer von ihnen – ein Kerl mit scharfen Zähnen und langem, fettigem Haar – hatte seinen Stuhl nach hinten gekippt und fläzte sich darauf, während er rauchte; der andere hielt in einer Hand eine Flasche und in der anderen ein winziges Buch, auf das er mit gefurchter Stirn hinabstarrte.

Die meisten der Gäste kannte Freundlich vom Sehen. Einige waren hier, um zu trinken, andere, um zu essen, aber die meisten kamen wegen der Glücksspiele. Das Klappern von Würfeln, das Flattern von Karten, das Glänzen in den Augen der Hoffnungslosen, wenn sich das Rouletterad drehte.

Die Spiele waren nicht wirklich das Hauptgeschäft des Bruchmanns, aber sie trieben die Leute in Schulden, und Schulden ... *das* war das Hauptgeschäft des Bruchmanns. Freundlich stieg die dreiundzwanzig Stufen zum erhöhten Bereich hinauf, wo ihn die Wache mit der Tätowierung durchwinkte.

Drei der anderen Sammler saßen hier und teilten sich eine Flasche. Der Kleinste von ihnen nickte ihm grinsend zu, vielleicht, weil er versuchte, eine Allianz anzuleiern. Der Größte streckte die Brust vor und verzog das Gesicht, als er seinen Konkurrenten sah. Freundlich ignorierte sie alle; er hatte es schon lange aufgegeben, die unlösbare Mathematik menschlicher Interaktion begreifen oder gar daran teilhaben zu wollen. Sollte der Kerl mehr tun, als sich aufzuplustern, würde Freundlich's Hackebeil das Reden für ihn übernehmen. Das war eine Stimme, die selbst die nervtötendsten Argumente beenden konnte.

Meisterin Borfero war eine rundliche Frau mit dunklen Locken, die unter einer purpurnen Kappe hervorquollen. Ihr

Monokel ließ ihr rechtes Auge riesig erscheinen, und sie verströmte denselben Geruch wie eine Öllampe. Sie saß an einem kleinen Schreibtisch voller Kontobücher, in der Mitte des Vorzimmers, das zum Büro des Bruchmanns führte. An Freundlichs erstem Tag hatte sie auf die verzierte Tür hinter sich ge-deutet und gesagt: »Ich bin die rechte Hand des Bruchmanns. Er darf nie gestört werden. *Nie*. Du wirst nur mit mir sprechen.«

Als er gesehen hatte, wie sie mit den Zahlen in diesen Büchern jonglierte, hatte Freundlich natürlich sofort erkannt, dass niemand in diesem Büro saß und dass Borfero der Bruchmann war. Doch sie schien so zufrieden mit ihrer kleinen Scharade, dass er gerne mitspielte. Er wirbelte nur ungern Staub auf. Denn wer Staub aufwirbelte, wurde nicht selten kurz darauf in selbigem verscharrt. Davon abgesehen, half es, sich vorzustellen, dass die Befehle von jemand anderem kamen, jemand Unsichtbarem, der keine Widerworte duldete. Es war gut, einen leeren Dachboden zu haben, wo man Schuld und Verantwortung abladen konnte. Freundlich blickte zu der verzierten Tür hinüber, und kurz fragte er sich, ob dahinter wohl wirklich ein Büro lag oder einfach nur eine Wand.

»Was hast du heute für mich?«, fragte sie, wobei sie ein Kontobuch aufschlug und ihre Feder ins Tintenfass tauchte. Borfero kam gleich zum Geschäft, ohne sich auch nur mit einer Begrüßung aufzuhalten. Das gefiel ihm ganz besonders an ihr, auch wenn er es natürlich nie gesagt hätte. Seine Komplimente wurden oft als Beleidigungen missverstanden.

Freundlich holte die Beute des Tages hervor und ließ die Münzen eine nach der anderen klirrend auf den Tisch fallen, geordnet nach Schuldner und Währung. Größtenteils unedles Metall, aber ab und an auch ein wenig echtes Silber.

Borfero rutschte auf ihrem Stuhl nach vorne, zog die Nase kraus und nahm ihr Monokel ab. Das Auge darunter wirkte nun unnatürlich klein.

»Und dann noch dieses Schwert«, sagte Freundlich, während er die Waffe gegen den Schreibtisch lehnte.

»Eine enttäuschende Ernte«, brummte sie.

»Der Boden hier ist nicht gerade der fruchtbarste.«

»Wie wahr.« Borfero drückte sich wieder das Monokel aufs Auge und begann, Zahlen in das Buch zu malen. »Harte Zeiten allerorten.« Das sagte sie oft. Als ob es alles erklären und entschuldigen könnte.

»Kurtis dan Broya wollte wissen, wann seine Schuld beglichen wäre.«

Sie blickte auf, sichtlich überrascht von der Frage. »Wenn der Bruchmann sagt, dass sie beglichen ist.«

»Das habe ich ihm auch gesagt.«

»Gut.«

»Ihr habt mich gebeten, Ausschau nach etwas zu halten. Einem Paket.« Freundlich platzierte es vor Borfero auf dem Tisch. »Broya hatte es.«

Es schien nicht weiter wichtig: ein kleines Bündel, weniger als dreißig Zentimeter lang, eingehüllt in alte, fleckige, verblasste Tierhaut, mit einem Symbol oder einer Zahl, die auf die Rückseite gebrannt war. Doch was es auch war, Freundlich hatte dieses Zeichen noch nie gesehen.

Meisterin Borfero griff nach dem Päckchen, verfluchte sich aber schon im nächsten Moment, weil die Bewegung so gierig wirkte. Sie wusste, dass man in diesem Geschäft niemandem trauen durfte. Fragen stürmten auf sie ein. Wie war dieser nichtsnutzige Broya in den Besitz des Pakets gelangt? War das ein Trick? Arbeitete Freundlich womöglich für den Gurkhisen? Oder hatte Carcolf ihn in ihre Organisation eingeschleust? War es ein doppelter Bluff? Dieser selbstgerechten Schlampe war alles zuzutrauen. Vielleicht gar ein dreifacher Bluff? Doch was hätte sie davon? Was könnte sie sich davon versprechen, Borfero das Päckchen zuzuspielen?

Ein vierfacher Bluff?

Freundlichs Gesicht spiegelte weder Gier noch Ehrgeiz wider. Es verriet rein gar nichts, so wie immer. Kein Zweifel, er war ein seltsamer Kerl, aber man hatte ihn Borfero wärmstens empfohlen. Er konzentrierte sich ganz aufs Geschäftliche,

und das gefiel ihr, wenngleich sie es natürlich nie aussprechen würde – professionelle Distanz war wichtig.

Manchmal waren die Dinge nicht, was sie schienen. Sie hatte selbst mehr als genug bizarre Zufälle erlebt, um das zu wissen.

»Das könnte das Päckchen sein«, sagte sie. Tatsächlich war sie überzeugt davon, dass es das richtige Päckchen war. Sie war nicht die Art Frau, die ihre Zeit mit Eventualitäten vergeudete.

Freundlich nickte.

»Das war gute Arbeit«, erklärte sie.

Wieder dieses Nicken.

»Der Bruchmann wird sicher wollen, dass du einen Bonus erhältst.« *Sei deinen Leuten gegenüber großzügig*, wie sie zu sagen pflegte. *Denn falls du es nicht bist, wird jemand anders es sein.*

Doch ihre Großzügigkeit entlockte Freundlich keinerlei Reaktion.

»Wie wäre es mit einer Frau?«

Er verzog bei dem Angebot unmerklich das Gesicht. »Nein.«

»Ein Mann?«

Dieselbe Reaktion. »Nein.«

»Vielleicht eine Flasche ...«

»Nein.«

»Es muss doch etwas geben.«

Er zuckte mit den Schultern.

Meisterin Borfero blies die Backen auf. Alles, was sie sich aufgebaut hatte, hatte sie aufgrund ihres Talents erreicht, die Wünsche anderer zu erkennen und auszunutzen. Doch was sollte sie mit jemandem machen, der scheinbar keine Wünsche hatte?
»Nun, dann überleg dir selbst etwas.«

Freundlich nickte langsam. »Das werde ich.«

»Sind dir beim Hereinkommen zwei Nordmänner aufgefallen?«

»Ich habe sie gesehen. Einer hat ein Buch gelesen.«

»Wirklich? Ein Buch?«

Er zog die Schultern hoch. »Die Leute lesen überall.«

Sie stieg in den Schankraum hinab, wobei ihr der enttäuschende Mangel an betuchten Kunden auffiel, und sie über schlug im Kopf, wie mickrig die Erträge des heutigen Abends wohl sein würden. Falls einer der Nordmänner in einem Buch gelesen hatte, musste er es inzwischen aufgegeben haben. Tief trank einen ihrer besten Weine direkt aus der Flasche – drei weitere Flaschen lagen bereits leer unter dem Tisch. Seicht zog an einer Tschagga-Pfeife und verpestete die Luft mit ihrem Gestank. Normalerweise erlaubte Borfero so etwas nicht, aber bei diesen beiden musste sie notgedrungen eine Ausnahme machen, auch wenn sie sich nicht erklären konnte, warum um alles in der Welt die Bank zwei so abstoßende Gestalten in ihren Diensten hatte. Das war vermutlich das Gute daran, wenn man reich war: Man schuldete niemandem eine Erklärung.

»Geehrte Herren«, sagte sie und zog sich einen Stuhl heran.

»Wo?« Seicht lachte heiser. Tief nippte an der Flasche und betrachtete seinen Bruder griesgrämig und verächtlich.

Borfero fuhr in ihrer leisen, vernünftigen Geschäftsstimme fort: »Sie sagten, Ihre ... *Auftraggeber* wären überaus dankbar, wenn ich ihnen diesen Gegenstand beschaffen könnte, den Sie erwähnten.«

Die beiden Nordmänner beugten sich vor, als würden sie von demselben unsichtbaren Faden gezogen. Seichts Stiefel streifte eine leere Flasche, die daraufhin in einem Halbkreis über den Boden rollte.

»Überaus dankbar«, nickte Tief.

»Und wie viel von meinen Schulden könnte ich mit dieser Dankbarkeit abbezahlen?«

»Den gesamten Betrag.«

Borferos Haut prickelte. Freiheit. War das wirklich möglich? Jetzt, hier? Doch so großzügig das Angebot auch war, sie musste vorsichtig bleiben. Je höher die Belohnung, umso größer das Risiko. »Meine Schulden wären getilgt?«

Seicht beugte sich noch weiter vor, dann fuhr er sich mit seiner Pfeife quer über den borstigen Hals. »Ausgelöscht«, sagte er.

»Erledigt«, brummte sein Bruder, der von der anderen Seite näher heranrückte.

Borfero empfand es nicht gerade als angenehm, die vernarbten und brutalen Gesichter der beiden Auftragsmörder so dicht vor sich zu sehen. Noch ein paar Sekunden, und ihr stinkender Atem allein würde sie umbringen. »Ausgezeichnet«, brachte sie hervor, dann legte sie das Päckchen auf den Tisch. »In dem Fall sind meine Zinszahlungen wohl hinfällig. Richten Sie Ihren ... Arbeitgebern bitte recht herzliche Grüße aus.«

»Natürlich.« Seichts Miene war weniger ein Lächeln als vielmehr ein Zähnefletschen. »Aber ich glaube nicht, dass deine Grüße sie sonderlich interessieren.«

»Nimm's nicht persönlich.« Tief versuchte nicht einmal zu lächeln. »Aber von herzlichen Grüßen kann sich unser Boss nichts kaufen.«

Borfero atmete scharf ein. »Tja, es sind harte Zeiten allerorten.«

»Richtig.« Tief stand auf und nahm das Päckchen in seine Prankenhand.

Die kühle Nachtluft traf Tief wie eine Ohrfeige, als sie die Spelunke verließen. Sipani wirkte noch unangenehmer, wenn es still wurde, und aus irgendeinem Grund war es jetzt besonders still.

»Ich muss zugeben«, sagte er, wobei er sich räusperte und ausspuckte, »dass ich ein wenig betrunken bin als betrunken.«

»Aye.« Seicht rülpste und blinzelte in den Nebel hinaus. Zumindest der hatte sich inzwischen ein wenig gelichtet. Nicht dass die Luft in diesem Höllenloch je wirklich klar wäre. »Vermutlich nicht das Schlaueste, was man machen kann. Sich bei der Arbeit besaufen, meine ich.«

»Richtig.« Tief hielt das Päckchen hoch, um es im spärlichen Licht zu betrachten. »Aber wer hätte schon vorhersehen können, dass uns das hier einfach in den Schoß fällt?«

»Ich auf jeden Fall nicht.« Seicht runzelte die Stirn. »Oder ... auf keinen Fall nicht?«

»Eigentlich wollte ich nur eine Flasche trinken«, murmelte Tief.

»Das sagt man immer, solange die Flasche noch voll ist.« Seicht setzte sich seinen dämlichen Hut auf. »Also gut, dann steht jetzt wohl ein kleiner Spaziergang zur Bank an, hm?«

»Mit dem Ding siehst du aus wie ein verfluchter Trottel.«

»Bruder, du achtest zu sehr auf Äußerlichkeiten.«

Anstatt sich auf eine Diskussion einzulassen, stieß Tief nur zischend den Atem aus.

»Sie werden der Alten nicht wirklich die Schulden erlassen, oder?«

»Vielleicht für den Moment. Aber du weißt, wie sie sind. Wer einmal Schulden hat, hat immer Schulden.« Tief spuckte noch einmal aus, und nun, da sich das Kopfsteinpflaster unter seinen Füßen stabiler anfühlte, ging er los, das Päckchen fest in der Hand. Auf keinen Fall würde er es in seine Tasche stecken, damit irgendein kleiner Mistkerl es unbemerkt herauszog. Sipani war voll von Diebesgesindel. Das letzte Mal, als er hier gewesen war, hatte man ihm seine guten Socken geklaut, und seine Füße waren voller Blasen gewesen, als er endlich nach Hause zurückkehrte. Mal im Ernst: *Wer stiehlt Socken?* Styrianische Bastarde! Und darum würde er dieses Päckchen schön in der Hand und im Auge behalten. Sollten die kleinen Mistkerle nur versuchen, es ihm so abzunehmen.

»Wer ist jetzt der Trottel?«, rief Seicht ihm nach. »Zur Bank geht es hier lang.«

»Aber wir gehen nicht zur Bank, *Trottel*«, schnauzte Tief mit einem Blick über die Schulter. »Wir werfen es in dem alten Hof da hinten um die Ecke in den Brunnen.«

Seicht eilte hinter ihm her. »Wirklich?«

»Nein, das sage ich nur so. Trottel!«

»Warum in den Brunnen?«

»Weil er es so will.«

»Wer?«

»Der Boss?«

»Der kleine Boss oder der große Boss?«

So betrunken Tief auch war, er besaß noch genug Geistesgegenwart, um die Stimme zu senken, bevor er antwortete: »Der glatzköpfige Boss.«

»Scheiße«, hauchte Seicht. »Hat er dir das persönlich gesagt?«

»Ja.«

Eine kurze Pause. »Wie war es?«

»Noch beängstigender als sonst. Vielen Dank, dass du mich daran erinnerst.«

Diesmal war die Pause länger, und mehrere Sekunden lang war nur das Klacken ihrer Stiefel auf dem nassen Stein zu hören, bevor Seicht sagte: »Dann versauen wir die Sache besser nicht.«

»Danke für den Tipp«, brummte Tief. »Aber würdest du nicht auch sagen, dass es immer schlecht ist, einen Auftrag zu versauen?«

»Nun, man sollte es nie darauf anlegen, klar. Aber manchmal passiert's eben trotzdem. Was ich meine, ist, wir sollten dafür sorgen, dass es diesmal nicht passiert.« Seichts Stimme war zu einem Flüstern geworden. »Du weißt doch noch, was der glatzköpfige Boss das letzte Mal gesagt hat?«

»Du musst nicht flüstern. Er ist schließlich nicht hier, oder?«

Seicht blickte sich um. »Ich weiß nich'. Ist er hier?«

»Nein.« Tief rieb sich die Schläfen. Eines Tages würde er seinen Bruder umbringen, so viel stand fest. »Genau das meine ich ja.«

»Aber was, wenn er hier *wäre*? Wir gehen besser kein Risiko ein.«

»Kannst du wenigstens mal einen Moment lang die Schnauze halten?« Er hob die Hand mit dem Päckchen und hielt Seicht den Zeigefinger unter die Nase. »Ich komme mir vor, als würde ich mit einem verfluchten ...« Eine dunkle Gestalt huschte zwischen ihnen hindurch, und zu seiner großen Überraschung stellte Tief fest, dass seine Hand auf einmal leer war.

Kiam rannte, als ginge es um Leben und Tod. Und genau darum ging es auch.

»Renn ihm hinterher, verdammt noch mal!« Sie hörte, wie die beiden Nordmänner hinter ihr die Gasse entlangpolterten – und ihrem Geschmack nach waren sie ihr viel zu dicht auf den Fersen.

»Es ist ein Mädchen, du Trottel!« Sie mochten groß und unbeholfen sein, aber sie waren schnell. Ihre Stiefel hämmerten auf den Boden, ihre Hände schnappten nach ihr, und sollte einer von ihnen sie zu fassen bekommen ...

»Wen interessiert's? Hol das Päckchen zurück!« Und ihr Atem zischte und ihr Herz schlug wie wild und ihre Muskeln brannten, während sie vorwärtshetzte.

Sie schlitterte um eine Ecke, und ihre mit Stoffetzen umwickelten Füße klebten auf dem feuchten Kopfsteinpflaster, als sie auf die breitere Straße hinausrannte, wo Lampen und Fackeln als trübe Lichtflecken im Nebel zu erkennen waren und unzählige Nachtschwärmer umherflanierten. Sie duckte und schlängelte sich zwischen ihnen hindurch, so schnell, dass sie längst vorbei war, wenn die Passanten den Blick senkten. Dies war der Nachtmarkt von Dunkelrand, voller Stände und Einkaufslustiger, erfüllt vom Rufen der Händler und den Stimmen und Gerüchen der Besucher. Kiam rollte sich zwischen den Rädern eines abgestellten Karrens hindurch, kam wendig wie ein Frettchen wieder auf die Beine und schlüpfte zwischen einem Kunden und dem Verkäufer eines Obststandes hindurch, dann weiter, hinter einem mit schleimigen Fischen beladenen Verkaufstisch hindurch, während der Händler wütend brüllte und nach ihr griff – aber natürlich bekam er nur leere Luft zu fassen. Sie stieß mit einem Fuß gegen einen Korb, und ein Schwall von Herzmuscheln ergoss sich über die Straße. Noch immer konnte sie das Knurren und Grollen der Nordmänner hören, aber es wurde übertönt vom Kreischen der Leute, die sie aus dem Weg stießen, und vom Knarzen der Tische, die sie umwarfen – es klang, als würde hinter ihr ein Sturm über den Markt fegen. Sie rutschte geduckt zwischen den Beinen eines großen Man-

nes hindurch, flitzte um die nächste Ecke und eilte eine schmierige Treppe hoch, zwei Stufen mit jedem Schritt nehmend. Neben ihr verlief der träge Kanal, und Ratten quiekten im Unrat, als sie vorbeirannte. Die Stimmen der Nordmänner – sie stießen größtenteils Verwünschungen aus, an sie oder einander gerichtet – waren jetzt noch lauter. Ihr eigener Atem war ein Keuchen, das tief in ihrer Brust stach, und das Wasser der Pfützen spritzte bei jedem widerhallenden Schritt gegen ihre Beine.

»Wir haben sie!«, rief eine Stimme dicht hinter ihr. »Komm her!«

Sie kroch durch das kleine Loch in einem rostigen Abflussgitter, wobei ein scharfer Metallzahn einen schmerzhaften Schnitt an ihrem Arm hinterließ, und zur Abwechslung war sie fast froh, dass die Alte Grün ihr nie genug zu essen gab. Sie schob sich weiter, tiefer in die Dunkelheit hinein, den Kopf eingezogen, und blieb schließlich liegen, um wieder zu Atem zu kommen, das Päckchen weiter fest an sich gepresst. Dann waren sie da: Einer der Nordmänner zerrte an dem Gitter, so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten und kleine Rostflocken auf seine Hände herabrieselten. Kiam starrte über die Schulter und fragte sich, was diese Hände wohl mit ihr anstellen würden, sollten die beiden Kerle sie erwischen.

Der zweite Nordmann schob sein bärtiges Gesicht vor das Loch. Er hielt ein gemein aussehendes Messer in der Hand – nicht dass sie sich an ein nett aussehendes Messer erinnern könnte. Seine Augen suchten sie in der Düsternis, und seine risigen Lippen verzogen sich zu einem Zähnefletschen. »Wirf das Päckchen her, und wir vergessen die Sache. Los, wirf es her!«

Kiam schob sich weiter zurück, und hinter ihr gab das Gitter mit einem Quietschen nach. »Du bist tot, du kleiner Scheißer! Wir werden dich finden, das weißt du hoffentlich!« Sie kroch durch den Matsch und den modrigen Unrat davon, durch einen Spalt zwischen zwei zerbröckelnden Wänden hindurch. »Wir kriegen dich!« Die Worte hallten drohend hinter ihr her. Vielleicht würden sie sie wirklich erwischen, aber eine Diebin durfte nicht zu viel Zeit damit vergeuden, sich um das Später

Sorgen zu machen. Das Jetzt war bescheiden genug. Sie wischte ihren Mantel ab, krepelte ihn dann um, sodass das grüne Innenfutter nach außen zeigte, und schlüpfte wieder hinein. Ihre Kappe stopfte sie in die Tasche, dann schüttelte sie ihr Haar aus und trat in nördlicher Richtung auf den Gehweg neben dem fünften Kanal hinaus.

Ein Vergnügungsboot trieb vorbei, voller Geplapper und Gelächter und klirrender Gläser und Leute, die hochaufgerichtet und träge über Deck streiften. Im Nebel sahen sie aus wie Geister, und Kiam fragte sich, was sie getan hatte, um dieses Leben zu verdienen. Was hatte sie falsch gemacht? Doch auf solche Fragen gab es leider keine einfachen Antworten. Während das Boot mit seinen rosafarbenen Lichtern im Dunst verschwand, hörte sie Hoves Geige. Einen Moment lang stand sie einfach nur in den Schatten und lauschte. Wie wunderschön die Musik klang. Ihr Blick wanderte zu dem Päckchen hinab – es sah nicht so aus, als wäre es all den Ärger wert. Wog nicht mal sonderlich viel. Aber die Alte Grün hatte einen Preis darauf ausgesetzt, und das war alles, was zählte. Sie wischte sich die Nase ab und ging weiter, dicht an der Wand entlang, der Musik entgegen. Schließlich sah sie Hoves Rücken und seinen tanzenden Geigenbogen. Sie schlich hinter ihn und ließ das Päckchen in seine gährende Tasche fallen.

Hove spürte es nicht, wie das Päckchen in seine Tasche glitt, aber er spürte den Finger, der dreimal gegen seinen Rücken tippte, und als er sich bewegte, spürte er das Gewicht an seinem Mantel. Er sah nicht, wer ihm das Päckchen gegeben hatte, und er sah auch nicht nach; stattdessen geigte er einfach weiter, den Unionsmarsch, mit dem er während seiner Tage auf der Bühne in Adua jede Darbietung eröffnete – oder besser, unter der Bühne. So hatte er die Zuschauer auf Lesteks großen Auftritt vorbereitet. Dann war seine Frau gestorben, und alles war den Bach hinuntergegangen. Die fröhlichen Rhythmen erinnerten ihn an längst vergangene Tage, und Tränen stiegen ihm in die geröteten Augen, also wechselte er schnell zu einem melanco-

lischen Menuett, das mehr seiner Stimmung entsprach. Nicht, dass viele seiner Zuhörer es bemerkt hätten. Sipani präsentierte sich gern als Ort der Kultur, aber die meisten seiner Bürger waren Trunkenbolde und Betrüger und tumbe Schläger oder Variationen dieser drei Archetypen.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Der typische Refrain. Er überquerte die Straße, als wollte er nur ein paar Münzen für seine Musik verdienen, und die Noten verschmolzen mit dem trüben Dunst. Als er an dem Pastetenstand vorbeiging, brachte der Geruch von billigem Fleisch seinen Magen zum Knurren, und er hielt kurz in seinem Spiel inne, um den Wartenden in der Schlange seine Mütze hinzuhalten. Niemand wollte ihm etwas geben – nicht weiter überraschend –, also ging er weiter die Straße hinab, zu Verscettis, um dort zwischen den Tischen vor dem Eingang umherzustreifen und einen osprianischen Walzer zum Besten zu geben. Die Gäste beachtetten ihn kaum, sondern widmeten sich weiter ihren Pfeifen oder Flaschen oder langstieligen Gläsern, die sie zwischen behandschuhten Fingerspitzen hielten. Ihre Augen hinter den Schlitzen ihrer schmucksteinverkrusteten Masken hatten nichts als Verachtung für ihn übrig. Jervi saß wie immer nahe der Mauer, und ihm gegenüber hatte sich eine Frau mit hochgestecktem Haar zurückgelehnt.

»Ein wenig Musik, meine Liebe?«, fragte Hove, dann beugte er sich über die Frau, sodass sein Mantel in Jervis Schoß hinabhing.

Jervi nahm das Bündel aus Hoves Tasche und verzog das Gesicht, als der Gestank des alten Säufers seine Nase erfüllte. »Mach, dass du wegstommst, ja?« Der Geiger ging davon und nahm seine schreckliche Musik mit sich – den Ahnen sei Dank.

»Was ist denn da drüben los?« Riseld hob ihre Maske an, sodass ihr Gesicht sichtbar wurde, weich und rundlich und dick gepudert und gelangweilt.

Tatsächlich schien es ein Stück die Straße hinauf einen klei-

nen Tumult zu geben. Krachen, Scheppern, Rufe in der Sprache des Nordens.

»Verfluchte Nordmänner«, murmelte Jervi. »Machen nichts als Ärger. Man sollte sie an der Leine führen wie Hunde.« Er nahm seinen Hut ab und warf ihn auf den Tisch – das übliche Zeichen –, anschließend lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück, um das Päckchen unauffällig neben sich zu halten. Es war ein ehrloses Geschäft, aber irgendwie musste er sich ja sein Geld verdienen. »Achte nicht weiter darauf, meine Liebe.«

Sie lächelte ihn auf diese humorlose, uninteressierte Weise an, die so typisch für sie war – und die er aus irgendeinem Grund absolut unwiderstehlich fand.

»Sollen wir zu Bett gehen?«, fragte er und warf ein paar Münzen für den Wein auf den Tisch.

Sie seufzte. »Wenn es sein muss.«

Und Jervi spürte, wie ihm das Päckchen aus den Fingern glitt.

Sifkiss kroch unter den Tischen hervor und ging davon, wobei er seinen Stock über die Stäbe des Zaunes neben ihm rattern ließ. In der anderen hielt er ungeniert das kleine Päckchen. Die Alte Grün hatte zwar gesagt, er solle unauffällig sein, aber das war nicht länger Sifkiss' Art. Ein Mann brauchte einen eigenen Stil, und er war immerhin schon ganze dreizehn Jahre alt. Bald schon würde er in der Hierarchie aufsteigen und wichtigere Aufgaben übernehmen. Vielleicht würde er sogar für Kurrikan arbeiten – und warum auch nicht? Jeder konnte sehen, dass er etwas Besonderes war, allein schon wegen des Zylinders, den er gestohlen hatte; der ließ ihn aussehen wie einen Ehrenmann, wenn er durch die Straßen stolzierte. Und für den Fall, dass jemand seine Besonderheit nicht auf den ersten Blick erkannte, was traurigerweise immer wieder der Fall war, hatte er den Zylinder zudem in einem kecken Winkel zur Seite geschoben. Einem *verflucht* kecken Winkel.

Ja, wo immer Sifkiss ging und stand, drehten sich die Leute nach ihm um.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand in der Nähe war, schlüpfte er zwischen die taufeuchten Büsche und durch das Loch in der Wand dahinter. Es wurde immer schwerer, sich hindurchzuzwängen, aber nach ein paar Sekunden richtete er sich im Keller des alten Tempels wieder auf, wo vom oberen Ende einer Treppe Licht herabdrang.

Die meisten der Kinder waren bei der Arbeit, nur ein paar der Jüngeren spielten ein Würfelspiel, außerdem war da ein Mädchen, das an einem Knochen herumnagte. Und Pens, der an einer Pfeife paffte und nicht einmal zu ihm hinüberblickte. Und der Neue, der sich in einer Ecke zusammengerollt hatte und hustete. Dieses Husten gefiel Sifkiss nicht. Vermutlich würde er den Jungen in ein oder zwei Tagen in die Abwasserkanäle werfen müssen, aber, he, immerhin bedeutete das auch ein bisschen mehr Leichengeld. Die meisten hier mochten es nicht, Leichen zu entsorgen, aber Sifkiss hatte keine Probleme damit. Wie pflegte die Alte Grün doch zu sagen: Dem einen spült der Regen das Haus weg, dem anderen spült er es direkt in den Garten. Sie saß ganz oben in der Ecke, im Schein einer Lampe über ihren alten Schreibtisch gebeugt. Ihr langes graues Haar glänzte fettig, und sie presste die Zunge gegen ihr Zahnfleisch – die Zähne waren ihr schon längst ausgefallen –, während sie ihm entgegenblickte. Ein klug aussehender Kerl war bei ihr, mit kleinen aufgenähten Silberblättern auf seiner Weste. Keck, dachte Sifkiss, also schob er seinen Zylinder noch ein wenig weiter zur Seite. Er wollte von vornherein klarstellen, wer hier der Keckere war.

»Hast du's?«, fragte die Alte Grün.

»'türlich.« Sifkiss warf den Kopf zurück, aber sein Zylinder blieb an einem tiefen Balken hängen, und er fluchte, während er sich bückte und ihn wieder aufsetzte. Anschließend warf er das Päckchen mit gereizter Miene auf den Tisch.

»Du kannst gehen«, zischte Grün.

Sifkiss blickte mürrisch drein, als wollte er Widerworte geben. Der Knabe wurde allmählich zu eingebildet, und Grün

wusste, dass sie ihm mit dem schwieligen Handrücken ein wenig Demut lehren müsste, bevor er zu übermutig wurde.

»Hier, wie versprochen.« Sie deutete auf den Lederbeutel, der im Lampenschein auf der Tischfläche lag – der Tisch war von Rissen und Flecken überzogen, und der goldene Rand blätterte bereits ab, aber davon abgesehen war es noch immer ein guter Tisch, der noch viele gute Jahre vor sich hatte. Genau wie sie selbst, dachte Grün bei sich.

»So viel Aufwand für etwas so Unscheinbares«, kommentierte Falb mit gerümpfter Nase, dann holte er einen Geldbeutel hervor und ließ ihn mit dem lieblichen Klingeln von Münzen auf den Tisch fallen. Die Alte Grün griff danach, löste das Band und begann unverzüglich, das Geld zu zählen.

»Wo ist das Mädchen?«, wollte Falb wissen. »Wo ist die kleine Kiam, hm?«

Die Schultern der Alten Grün versteiften sich, aber sie zählte weiter. Nicht einmal ein Sturm auf hoher See hätte sie davon abhalten können, Geld zu zählen. »Sie arbeitet.«

»Wann kommt sie zurück? Sie gefällt mir.« Falb beugte sich ein wenig vor, und seine Stimme wurde leiser. »Ich könnte dir ein gutes Angebot für sie machen.«

»Aber sie bringt das meiste Geld ein!«, erklärte Grün. »Es gibt andere, die du haben kannst. Wie wäre es mit dem Bur-schen Sifkiss?«

»Was, der Einfaltspinsel mit dem Zylinder?«

»Er leistet gute Arbeit. Starker Knabe. Hat Mumm. Würde sich bestimmt gut auf einer Ruderbank machen. Oder vielleicht sogar als Kämpfer.«

Falb schnaubte. »In der Arena? Dieser kleine Scheißer? Wohl kaum. Und auf einem Schiff müsste man ihn vermutlich erst auspeitschen, um ihn auf die Ruderbank zu bekommen.«

»Dafür sind Peitschen schließlich da.«

»Nun, ich werde ihn wohl nehmen, falls ich sonst niemanden bekomme. Ihn und drei andere. Ich muss nächste Woche zum Markt am Westhafen. Die Auswahl überlasse ich dir, aber dreh mir keine Schwächlinge an.«

»Ich habe hier keine Schwächlinge«, entgegnete die Alte Grün.

»Du hast nichts *außer* Schwächlingen, du alte Schwindlerin. Und was wirst du dem Rest der Brut erzählen?« Er imitierte sie in einem albernen Singsang. »Dass du ihnen einen Platz als Diener bei irgendwelchen hohen Lords verschafft hast? Oder dass sie jetzt als Stallburschen auf einer Farm leben? Oder dass der verfluchte Imperator von Gurkhul sie adoptiert hat?« Er lachte, und die Alte Grün verspürte den starken Drang, ihm ihr verstecktes Messer zu zeigen. Aber nach all den Lektionen, die das Leben sie auf die harte Tour gelehrt hatte, war sie schlau genug, ihre Impulse zu unterdrücken.

»Ich werde ihnen sagen, was immer nötig ist«, brummte sie, während sie mit den Fingern noch immer die Münzen abzählte. Diese verdammten Hände waren nur noch halb so schnell wie früher.

»Tu das. Kiam hole ich mir dann ein andermal, hm?« Falb zwinkerte ihr zu.

»Wie du meinst«, erwiderte Grün. »Wie du meinst.« Natürlich würde sie Kiam behalten. Sie wusste, dass sie nicht alle retten konnte, sie war schließlich nicht naiv. Aber vielleicht könnte sie zumindest eine retten. Dann könnte sie sich auf dem Totenbett wenigstens diese Tat zugutehalten. Vermutlich wäre niemand da, der ihr zuhörte, aber das war egal. Sie würde wissen, dass es stimmte, das reichte vollkommen. »Dann sind wir jetzt wohl fertig. Das Päckchen gehört dir.«

Falb nahm das Päckchen und ließ den verfluchten, stinkenden Ort hinter sich. Das Ganze erinnerte ihn zu sehr an ein Gefängnis. Vielleicht lag es am Geruch. Und dann waren da noch die großen, feuchten Augen der Kinder. Er hatte kein Problem damit, sie zu kaufen und zu verkaufen, aber er wollte ihnen nicht in die Augen sehen. Will der Schlächter denn den Lämmern in die Augen sehen? Vielleicht war es dem Schlächter auch einfach egal, oder er gewöhnte sich daran. Aber wen interessierten schon Schlächter? Falb jedenfalls nicht. Sein Problem war einfach, dass er sich zu viele Gedanken machte. Er hatte zu viel Herz.

Seine vier Wachen warteten an der Eingangstür, und als er sie herbeiwinkte, bildeten sie ein Quadrat um ihn herum.

»Wie lief das Treffen?«, fragte Grenti über die Schulter.

»Nicht schlecht«, brummte Falb auf eine Weise, die klar machte, dass er nicht an einer Unterhaltung interessiert war. *Willst du Freunde oder Geld?* Kurrikan hatte das einst gesagt, und es war ihm im Gedächtnis haften geblieben.

Leider hatte Grenti die subtile Botschaft nicht verstanden. »Gehen wir direkt zu Kurrikan?«

»Ja«, sagte Falb, so schneidend, wie er nur konnte.

Doch Grenti liebte es, sich selbst reden zu hören. Die meisten Schläger taten das. Vermutlich, weil sie so lange schweigend in den Schatten auf ihre Opfer warten mussten. »Ein tolles Haus hat er, was? Wie nennt man gleich noch diese Säulen am Eingang?«

»Pilaster?«, schlug einer der anderen Schläger vor.

»Nein, nein, ich kenne Pilaster. Ich meine, was ist das für ein Architekturstil, mit den Rankenblättern obendrauf?«

»So wie da?«

»Nein, das sind Lisenen, mit dem Meißel herausgearbeitet. Ich meine die ganze Gestaltung, die ... wer ist da?«

Im ersten Moment war Falb erleichtert, als Grenti sich unterbrach. Erst im nächsten Augenblick kam die Anspannung. Eine Gestalt stand vor ihnen im Nebel. Und wie sie im Nebel stand. Die Bettler und Feiernden und der Abschaum in diesem Teil der Stadt hatten einen großen Bogen um sie gemacht, sich geteilt wie Wasser vor dem Bug eines Schiffes. Doch diese Gestalt rührte sich nicht. Ein hochgewachsener Kerl war es, so groß wie Falbs größte Wache, mit einem weißen Mantel, die Kapuze ins Gesicht gezogen. Das heißt, zumindest war er mal weiß gewesen. In Sipani blieb nichts lange weiß. Jetzt war er grau vor Feuchtigkeit, und sein Saum war mit dunklem Schlamm besprenkelt.

»Schafft ihn aus dem Weg«, schnappte er.

»Mach Platz!«, rührte Grenti.

»Bist du Falb?« Der Mann zog die Kapuze zurück.

»Das ist eine Frau«, stellte Grenti fest. Und tatsächlich, es *war* eine Frau, wenngleich ihr Hals breit und muskulös, ihr Kiefer kantig und ihr rotes Haar kurzgeschoren war.

»Ich bin Javre«, sagte sie, wobei sie das Kinn vorreckte und lächelte. »Die Löwin von Hoskopp.«

»Vielleicht ist sie irre«, überlegte Grenti.

»Ich bin tatsächlich mal aus einem Irrenhaus geflohen«, erklärte die Frau. Sie hatte einen seltsamen Akzent, den Falb nicht richtig einordnen konnte. »Das heißt, eigentlich war es ein Gefängnis für Zauberer. Aber manche von ihnen waren verrückt. Das ist ein ziemlich schmaler Grat; die meisten von ihnen sind zumindest exzentrisch. Aber darum geht es hier nicht. Du hast etwas, das ich brauche.«

»Ach ja?« Falb begann zu grinsen. Seine Anspannung hatte nachgelassen. Erstens war sie eine Frau, und zweitens war sie offensichtlich verrückt.

»Ich glaube nicht, dass ich dich überreden kann. Ich bin nicht wirklich gut mit Worten. War ich noch nie. Aber es wäre das Beste für uns alle, wenn du es mir freiwillig gibst.«

»Oh, und wie ich dir was geben werde«, sagte Falb, was seinen Wachen hämisches Gelächter entlockte.

Die Frau hingegen verzog keine Miene. »Es ist ein Päckchen, mit Leder umwickelt, ungefähr ...« Sie hob eine Hand, Daumen und Zeigefinger ausgestreckt. »... fünf Mal so groß wie dein Schwanz.«

Wenn sie von dem Päckchen wusste, dann war sie ein Problem. Davon abgesehen verstand Falb keinen Spaß, wenn es um sein Gemächt ging. Er hatte es mit etlichen Salben und Ölen versucht, aber nichts hatte Wirkung gezeigt. Sein Grinsen erlosch. »Tötet sie.«

Die Frau traf Grenti an der Brust – zumindest sah es so aus; sie bewegte sich unglaublich schnell. Die Augen des Schlägers quollen aus den Höhlen, und er stieß ein seltsames, wimmern-des Geräusch aus, dann blieb er wie erstarrt stehen, auf seinen Zehenspitzen vor und zurück wippend, das Schwert halb gezogen.

Der zweite Wächter – ein Mann von der Union, groß wie ein Haus – schwang seine Keule nach ihr, traf aber nur ihren flatternden Mantel. Einen Moment später erklang ein überraschtes Jaulen, und er flog mit dem Kopf gegen die nächste Hauswand. Sein schlaffer Leib fiel in einer Staubwolke auf den Boden, und ein Schauer von Putzbrocken rieselte auf ihn herab.

Die dritte Wache – ein flinkfingriger Osprianer – zückte ein Wurfmesser, hatte aber keine Gelegenheit mehr, es zu schleudern, denn da sauste auch schon die Keule durch die Luft und prallte von seinem Kopf ab. Lautlos und mit weit ausgebreiteten Armen brach er zusammen.

»Man nennt sie anthirische Säulen.« Die Frau legte den Zeigefinger an Grentis Stirn und schubste ihn sanft nach hinten. Er landete seitlich im Unrat. Sein Körper war noch immer völlig steif, noch immer bebend, seine Augen noch immer weit aufgerissen und ins Nichts starrend.

»Und das alles mit einer Hand.« Sie hob die andere große Faust, in der sie ein Schwert in der Scheide hielt. Der Griff glitzerte golden. »Als Nächstes werde ich dieses Schwert ziehen. Es wurde in der alten Zeit aus dem Metall eines gefallenen Sterns geschmiedet. Nur sechs Personen, die es gesehen haben, leben noch. Du wirst seinen Anblick unvorstellbar schön finden. Und dann werde ich dich damit töten.«

Die letzte der Wachen warf Falb einen kurzen Blick zu, dann ließ sie ihre Axt fallen und rannte davon.

»Hm«, machte die Frau, die roten Brauen enttäuscht hochgezogen. »Nur damit du Bescheid weißt, falls du auch versuchst zu fliehen, werde ich dich nach ...« Sie kniff die Augen zusammen und schob die Unterlippe vor, während sie Falb von Kopf bis Fuß maß. »... vier Schritten einholen.«

Er rannte los.

Sie erreichte ihn nach drei Schritten, und dann landete er plötzlich mit dem Gesicht auf dem Boden, den schleimigen Geschmack des Kopfsteinpflasters im Mund, und kreischte vor Schmerz, während sie ihm den Arm brutal auf den Rücken drehte.

»Du hast keine Ahnung, mit wem du es zu tun hast, du dumme Schlampe!« Er versuchte, sich loszureißen, aber sie hielt ihn in einem eisernen Griff, und er heulte vor Schmerz, als sie seinen Arm noch ein wenig weiter nach hinten bog.

»Es stimmt, ich bin kein großer Denker.« Sie atmete nicht einmal schneller. »Mir gefallen die einfachen Dinge, und ich habe keine Zeit zum Philosophieren. Also, möchtest du mir sagen, wo das Päckchen ist, oder muss ich dich verprügeln, bis es herausfällt?«

»Ich arbeite für Kurrikan!«, keuchte er.

»Ich bin neu in der Stadt. Mit einem Namen kannst du mich nicht beeindrucken.«

»Wir werden dich finden!«

Sie lachte. »Natürlich. Ich werde mich nicht verstecken. Ich bin Javre, die Erste der Fünfzehn. Javre, die Tempelritterin des Goldenen Ordens. Javre, die Kettenbrecherin, Eidbrecherin, Knochenbrecherin.« Und dann verpasste sie ihm einen Schlag auf den Hinterkopf. Sein Gesicht prallte gegen den Boden, und kurz wurde ihm schwarz vor Augen. Der salzige Geschmack von Blut füllte seinen Rachen, und er war ziemlich sicher, dass seine Nase gebrochen war. »Wenn du mich finden willst, musst du nur nach Javre fragen.« Sie beugte sich über ihn, und ihr Atem kitzelte sein Ohr. »Schwierig wird es erst, wenn du mich gefunden hast. Noch einmal: Wo ist das Päckchen?«

Ein Prickeln stieg in Falbs Hand hoch, das anfangs nicht wirklich schmerzhaft war, dann aber schnell immer und immer schlimmer wurde – ein brennendes Gefühl, das sich durch seinen Arm ausbreitete und ihn wimmern ließ wie einen Hund. »Au, au, au, linke Innentasche. Linke Innentasche!«

»Sehr gut.« Er spürte, wie sie seine Kleider abtastete, konnte aber nichts dagegen tun. Er konnte gar nichts tun, nur reglos daliegen und ächzen, während das Prickeln seiner Nerven allmählich nachließ. Er drehte den Hals, um zu ihr aufzublicken, und fletschte die Zähne. »Ich schwöre bei meinen Zähnen, dass ich...«

»Ach wirklich?« Ihre Finger fanden das Päckchen und zogen es aus der Tasche. »Das hättest du dir besser überlegen sollen.«

Javre presste den Finger gegen den Daumen und schnipste Falb zwei seiner Schneidezähne aus. Diesen Trick hatte sie von einem alten Mann in Suljuk gelernt; wie so vieles im Leben, lag alles im Handgelenk. Anschließend ließ sie ihn zusammengekrümmt auf der Straße zurück, während er würgend versuchte, die Zähne auszuspuken.

»Das nächste Mal, wenn wir uns begegnen, werde ich dir das Schwert zeigen!«, rief sie noch, als sie davonging und das Päckchen unter ihren Gürtel schob. Bei der Göttin, diese Sipaner waren Schwächlinge. Gab es hier denn niemand, der eine echte Herausforderung darstellte?

Sie schüttelte ihre schmerzende Hand aus. Vermutlich würde sich der Fingernagel schwarz färben und ausfallen, aber Fingernägel wuchsen ja nach. Im Gegensatz zu Falbs Zähnen. Und es war auch nicht so, als hätte sie noch nie einen Fingernagel verloren. Sie erinnerte sich noch daran, wie der Prophet von Khalul ihr alle gezogen hatte und auch ihre Zehennägel. *Das* war eine Bewährungsprobe gewesen. Einen Moment lang vermisste sie dieses Verhör beinahe – und ganz besonders das Gefühl, als sie bei der Flucht das Gesicht des Folterknechts in ein Kohlebecken gedrückt hatte. Wie herrlich das gebrutzelt hatte!

Aber vielleicht würde dieser Kurrikan ja wütend genug sein, um ihr anständige Auftragsmörder hinterherzuschicken. Dann hätte sie einen Grund, ihm an den Kragen zu gehen. Natürlich wäre es nicht mit den großen Schlachten aus ihrer Jugend zu vergleichen, aber immerhin hätte sie etwas, um sich die Abende zu vertreiben.

Doch jetzt marschierte sie erst einmal hochaufgerichtet durch die Nacht, die Schultern nach hinten gedrückt. Sie liebte es, so zu gehen. Bei jedem Schritt spürte sie ihre eigene Stärke; ihre Muskeln waren entspannt, aber bereit, die nächste Bewegung in Herzschlagschnelle in einen Sprung oder eine Rolle oder einen Hieb zu verwandeln. Ohne sich umzusehen, konnte sie

die Personen um sich herum fühlen, abschätzen, wie gefährlich sie waren, mögliche Angriffe und Reaktionen vorausberechnen. Die Luft um sie war erfüllt von kalkulierten Möglichkeiten, ihre Umgebung genauestens analysiert, jede Entfernung abgeschätzt. Die wahren Prüfungen waren die, die man nicht kommen sah, darum war Javres Waffe stets geschärft und saß locker in der Scheide. Mit einer Klinge ließ sich jede Frage beantworten.

Doch niemand attackierte sie aus den Schatten, kein Pfeil zischte auf sie zu, niemand schleuderte ihr Gift entgegen, und da waren auch keine Attentäter, die von den Dächern sprangen.

Leider.

Das Einzige, was sie sah, waren zwei betrunkene Nordmänner, die vor Pombrines Bordell miteinander rangen. Einer von ihnen zischte irgendetwas über einen glatzköpfigen Boss. Sie schenkte ihnen nicht weiter Beachtung und ignorierte auch die stirnrunzelnden Wachen an der Tür, die sogar einen noch erbärmlicheren Eindruck machten als Falbs Schläger. Durch die Tür, den Korridor hinab und dann in den zentralen Salon schritt sie, wo sie falscher Marmor, ein billiger Kronleuchter und das schrecklich unerotische Mosaik eines Paares in der Reiterstellung erwartete. Offensichtlich hatte der abendliche Ansturm noch nicht begonnen. Huren beider Geschlechter – und eine, bei der Javre sich nicht ganz sicher war – fläzten sich gelangweilt auf den abgewetzten Möbeln.

Pombrine war gerade damit beschäftigt, eines seiner Mädchen auszuschimpfen, weil sie zu viel Kleidung trug, aber als Javre auf ihn zutrat, hob er überrascht den Kopf. »Du bist schon zurück? Was ist schiefgelaufen?«

Sie lachte. »So einiges.« Seine Augen weiteten sich, und ihr Lachen wurde noch lauter. »Für die anderen.« Dann nahm sie seinen Arm und drückte ihm das Päckchen in die Hand.

Pombrine starrte das unscheinbare, in Leder gehüllte Bündel an. »Du hast es geschafft?«

Die Frau legte ihm den Arm über die Schulter und drückte

seinen Arm. Er keuchte, als seine Knochen knirschten. Sie war außergewöhnlich groß, aber ihre Kraft war selbst für einen so stämmigen Körper unglaublich. »Du kennst mich nicht. Noch nicht. Ich bin Javre, die Löwin von Hoskopp.« Sie blickte auf ihn herab, und er hatte das unangenehme und ungewohnte Gefühl, ein ungezogenes Kind zu sein, das hilflos im Griff seiner Mutter gefangen war. »Wenn ich mich einer Herausforderung stelle, dann kann mich nichts abhalten. Aber das wirst du auch noch lernen.«

»Ich kann es kaum erwarten.« Pombrine wand sich unter dem erdrückenden Gewicht ihres Arms heraus. »Hast du es ... aufgemacht?«

»Nein, wie du gewünscht hast.«

»Gut. Gut.« Ein schmales Lächeln zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, während er auf das Päckchen hinabblickte. Er konnte nicht fassen, dass es so einfach gewesen war.

»Und meine Bezahlung?«

»Natürlich.« Er griff nach seiner Börse.

Sie hielt ihm die schwierige Hand hin. »Eine Hälfte will ich in Fleisch.«

»In Fleisch?«

»Das ist es doch, was du hier anbietest, oder?«

Er zog die Augenbraue hoch. »Für die Hälfte könntest du eine ganze Menge Fleisch haben.«

»Das sollte kein Problem sein. Ich habe vor, eine Weile zu bleiben.«

»Wie schön«, murmelte er.

»Anfangen werde ich mit ihm.«

»Eine ausgezeichnete Wahl. Ich ...«

»Und ihm. Und ihm. Und sie auch noch.« Javre rieb sich die Hände. »Sie kann die Kerle vorbereiten. Ich zahle nicht, um jemandem einen zu schütteln.«

»Natürlich nicht.«

»Ich bin eine Frau aus Thond, und mein Verlangen lässt sich nicht einfach so stillen.«

»Das wird mir allmählich klar.«

»Und im Namen der Sonne, jemand soll mir ein Bad einlassen. Ich rieche jetzt schon wie eine läufige Hündin, und ich möchte mir gar nicht ausmalen, wie ich danach stinke. Jeder Kater in der Stadt wird mir hinterherrennen!« Und dann brach sie in schallendes Gelächter aus.

Einer der Männer, die sie ausgewählt hatte, schluckte. Die anderen blickten verzweifelt zu Pombrine hinüber, aber da scheuchte Javre sie auch schon vor sich her ins nächste Zimmer.

»... du da, runter mit den Hosen. Du, wickel den Verband von meinen Titten. Du würdest ja nicht glauben, wie eng ich die Dinger einschnüren muss, um mein Schwert richtig schwingen zu ...«

Und dann fiel gnädigerweise die Tür ins Schloss.

Pombrine nahm Scalacay, seinen vertrauenswürdigsten Diener, am Arm und zog ihn zu sich heran.

»Geh schnell zum gurkhisischen Tempel am dritten Kanal, dem mit den grünen Marmorsäulen. Weißt du, welchen ich meine?«

»Ja, Meister.«

»Sag dem Priester, der am Eingang singt, dass du eine Nachricht für Ishri überbringen sollst: Meister Pombrine hat, wonach sie gefragt hat. Merk dir den Namen. Ishri.«

»Ishri. Meister Pombrine hat, wonach sie gefragt hat.«

»Gut, und jetzt los!«

Scalacay rannte davon, und Pombrine hatte es nicht weniger eilig, als er in sein Büro marschierte, das Päckchen noch immer in der verschwitzten Hand. Er schloss die Tür hinter sich und drehte den Schlüssel um, woraufhin die fünf Schlösser mit einem beruhigenden metallischen Klappern zuschnappten.

Erst danach ließ er den angehaltenen Atem entweichen, und er stellte das Bündel auf seinem Schreibtisch ab. Jetzt, wo er es endlich hatte, wollte er den Moment des Triumphes solange er nur konnte in die Länge ziehen, ihm die nötige Gravität verleihen. Also ging er zu seinem Alkoholschränkchen hinüber, schloss es auf und nahm die Flasche Shiznadze von

ihrem Ehrenplatz. Sie stammte noch von seinem Großvater; der Mann hatte sein ganzes Leben auf einen Moment gewartet, der es wert wäre, die Flasche zu öffnen. Nun griff sein Enkel mit einem Lächeln nach dem Korkenzieher und löste den Draht vom Flaschenhals.

Wie lange hatte er darauf hingearbeitet, dieses verfluchte Päckchen in seine Finger zu bekommen? Erst hatte er Gerüchte verbreitet, dass sein Geschäft den Bach hinunterging, obwohl er jedes Jahr noch größere Erfolge feierte. Dann hatte er sich wieder und wieder in Carcolfs Weg platziert, bis eines Tages der Moment kam, an dem sie rein zufällig aufeinanderzutreffen schienen. Er hatte sich ihr Vertrauen erschlichen, ihr den Eindruck vermittelt, er wäre ein hirnloser Trottel, sich Stück für Stück in eine Position gebracht, von der aus er das Päckchen erreichen konnte, und dann... hatte ihm das Schicksal einen Strich durch die Rechnung gemacht! Carcolf, verflucht möge sie sein, war ihm zwischen den Fingern hindurchgeschlüpft und hatte ihm nichts als zerstörte Hoffnungen gelassen. Doch diesmal war ihm das Schicksal gewogen gewesen! Wo sein Genie unfairerweise gescheitert war, hatte diese scheußliche Person Javre durch Glück und Wunder Erfolg gehabt.

Doch wen kümmerte es letztlich, wie er das Päckchen in seinen Besitz gebracht hatte? Sein Lächeln wuchs in die Breite, als er den Korken aus der Flasche drehte, dann drehte er sich um, um einmal mehr seinen Schatz zu bewundern.

Plopp! Eine Fontäne sprudelnden Weins schoss an seinem Glas vorbei und ergoss sich über den kadirischen Teppich. Pombrines Mund klappte auf, und seine Augen wurden groß. Das Päckchen hing an einem Haken vor ihm in der Luft. Der Haken war an einer hauchdünnen Schnur befestigt. Und die Schnur hing von einem Loch in der Glasdecke hoch über ihm herab. Und durch die Glasdecke konnte er einen ausgestreckt daliegenden, dunklen Umriss erkennen.

Pombrine sprang verzweifelt vor, während Glas und Flasche auf dem Boden landeten und sich der restliche Wein über den Teppich ergoss. Doch das Päckchen wurde außer Reichweite

seiner gekrümmten Finger gezogen, und dann war es verschwunden.

»Wachen!«, schrie er und schüttelte die Faust über dem Kopf.
»Dieb!«

Einen Moment später wurde ihm etwas klar, und sein Zorn verwandelte sich in nacktes Grauen.

Ishri würde sich jede Minute hierher auf den Weg machen.

Mit einem geübten Ruck ihres Handgelenks zog Shev das Päckchen durch das Loch in ihren wartenden Handschuh.

»Der Welt beste Anglerin«, wisperte sie, während sie es in ihrer Tasche verschwinden ließ und dann über das schräge Dach nach unten rutschte. Ihre mit klebrigem Teer bestrichenen Knieschoner erledigten dabei den Großteil der Arbeit. Augenblicke später hatte sie die Dachkante erreicht und schob sich zum Schornstein hinüber, um den sie ihr Seil geknotet hatte. Rasch kletterte sie daran zur Straße hinab. Nicht nach unten sehen, niemals nach unten sehen. Der Boden war der beste Ort, wo man nur sein konnte, aber man erreichte ihn besser nicht zu schnell...

»Der Welt beste Bergsteigerin«, wisperte sie, als sie an einem großen Fenster vorbeirutschte, hinter dem ein ausufernd dekoriertes Salon mit schummriger Beleuchtung sichtbar war.

Sie schloss die Finger um das Seil und kam abrupt und leicht hin und her schwingend zum Stillstand. Sie wollte nicht von Pombrines Wachen erwischt werden, ganz ehrlich nicht, aber was sie da in dem Salon sah, konnte man sich einfach nicht entgehen lassen. Vier, vielleicht fünf oder sogar sechs nackte Körper hatten sich mit beeindruckender Athletik zu einer Art menschlicher Skulptur verknotet – ein stöhnendes Durcheinander übereinanderstreichender Gliedmaßen. Shev legte den Kopf schräg und versuchte, das abstrakte Kunstwerk in seine Einzelteile aufzugliedern, da drehte sich der rothaarige Muskelprotz im Mittelpunkt des Ganzen plötzlich herum und starrte sie direkt an.

»Shevedieh?«

Trotz der protzigen Muskeln war es kein Mann. Und trotz des kurzgeschorenen Haars war sie nicht zu verwechseln.

»Javre? Was zur Hölle machst du denn hier?«

Die Hünin blickte mit hochgezogener Augenbraue auf die nackten Leiber rings um sie. »Ist das nicht offensichtlich?«

Das Rasseln der Wache unten auf der Straße brachte Shev in die Gegenwart zurück. »Du hast mich nie gesehen!« Sprach's und rutschte den Rest des Seils hinunter. Es surrte zwischen ihren Handschuhen hindurch, dann landete sie federnd auf der Straße und rannte los, im selben Moment, als eine Gruppe bewaffneter Männer um die Ecke stürmte.

»Stehen bleiben, Dieb!«

»Schnappt ihn!«

Und dann war da noch eine besonders schrille Stimme, die verzweifelt kreischte. »Mein Päckchen!« Pombrine.

Shev schnitt die Kordel an ihrem Nacken durch, woraufhin sich ihr aufgerollter Umhang entfaltete und die darin eingerollten Krähenfüße hinter ihr auf den Boden purzelten. Sie hörte die Schreie der Wachen, als sie auf die Metalldornen traten und ins Taumeln gerieten. Morgen würden sie wunde Füße haben. Doch da waren noch mehr Verfolger, und sie setzten ihr weiter nach.

»Schneidet ihm den Weg ab!«

»Erschießt ihn!«

Sie bog scharf nach links ab, einen Moment bevor das Surren eines Flachbogens erklang und ein Bolzen neben ihr gegen die Wand prallte. Während sie weiterrannte, streifte Shev ihre Handschuhe ab, von denen einer noch immer wegen der Reibung rauchte, und warf sie über die Schulter. Anschließend bog sie nach rechts ab, der Route folgend, die sie im Voraus geplant hatte, und sprang auf die Tische vor Verscettis. Mit weiten Schritten hüpfte sie von einem zum nächsten, wobei Besteck und Geschirr in alle Richtungen davonflogen und die Gäste erschrocken auf ihren Stühlen nach hinten kippten. Ein Geiger in Lumpenkleidung konnte sich gerade noch mit einem Sprung in Sicherheit bringen.

»Der Welt beste Dauerläuferin«, wisperte sie und sprang vom letzten Tisch, zwischen einem Nachtschwärmer und den vorgereckten Händen einer Wache hindurch, die von links auf sie zuhechtete. Gleichzeitig griff sie nach dem Schild mit der Aufschrift *Verscettis* und zog kräftig an der dünnen Kordel, die dahinter herabhing.

Grelles Licht blitzte auf, als sie sich abrollte, gefolgt von einem lauten Donnern, als sie wieder auf die Beine kam. Die Fassaden der Gebäude vor ihr wurden in gleißende Helligkeit getaucht, und hinter ihr erklangen Schreie und Rufe und weitere Detonationen. Sie widerstand der Versuchung, stehen zu bleiben und sich umzudrehen, aber sie wusste, dass gerade gewaltige Blumen aus purpurnem Feuer und Fontänen goldener Funken über die Straße hinwegjaulten, ein Spektakel, wie es der Hochzeit eines Barons angemessen gewesen wäre.

»Die Qohdam wissen wirklich, wie man ein Feuerwerk macht«, wisperte sie und huschte in eine schattenverhangene Lücke zwischen zwei Gebäuden, wobei sie eine abgemagerte Katze aufscheuchte. Die nächsten drei Dutzend Schritte hielt sie den Kopf tief zwischen den Schultern, dann duckte sie sich in einen kleinen Garten, darum bemüht, ihre Atmung wieder zu normalisieren. Sie riss das Päckchen auf, das sie zwischen den Wurzeln einer abgestorbenen Hecke versteckt hatte, rollte die weiße Robe aus und schlüpfte hinein. Nachdem sie die Kapuze tief in die Stirn gezogen hatte, verharrte sie in den Schatten, die große Gebetskerze in der Hand, und lauschte angestrengt in die Nacht hinaus.

»Scheiße«, murmelte sie. Als die letzten Echos ihres feurigen Ablenkungsmanövers verhallten, konnte sie die Rufe von Pombrines Wachen hören, erst leise, dann immer lauter werdend. Begleitet wurden sie vom Klappern von Türen, als sie die Hauseingänge überprüften.

»Wo ist er hin?«

»Hier lang, glaube ich!«

»Das verdammte Feuerwerk hat mir die Hand verbrannt! Das tut richtig weh!«

»Mein Päckchen!«

»Kommt schon, kommt schon«, wisperte sie. Von diesen Idioten geschnappt zu werden wäre einer der erniedrigendsten Momente ihrer Karriere. Vermutlich nicht so erniedrigend wie der Tag, als sie in Adua in einem Brautkleid auf halber Höhe von Mercers Gildenhalle festgesessen hatte – mit Blumen im Haar, aber ohne Unterwäsche, während sich unter ihr eine stetig größer werdende Traube von Schaulustigen versammelte –, aber trotzdem. »Kommt schon, kommt schon, kommt...«

Da hörte sie aus der anderen Richtung Gesang, und sie grinste. Die Schwestern waren immer pünktlich. Kurz darauf konnte Shev auch Schritte vernehmen, ein gleichmäßiges Stampfen, das für den Moment Pombrines Wachen und die schluchzende Frau übertönte, die wegen des Feuerwerks kurzzeitig ihr Gehör verloren hatte. Lauter wurden die Schritte, lauter der himmlische Gesang, und dann marschierte die Prozession an dem Garten vorbei. Frauen ganz in Weiß, mit Kapuzen im Gesicht und brennenden Kerzen vor der Brust, die geisterhaft in der Düsternis leuchteten, während ihre Trägerinnen in steifem Gleichschritt dahinstapften.

»Der Welt beste Priesterin«, wisperte sie und huschte aus dem Garten, mitten unter die Schwestern. Kurz neigte sie ihre Kerze nach links, bis sie den Docht ihrer Nebenfrau berührte. Die Priesterin blickte stirnrunzelnd zu ihr hinüber, und Shev zwinkerte ihr zu.

»Meine Kerze ist ausgegangen.«

Der Docht entzündete sich, und sie fiel mit den anderen in Gleichschritt, während sie dem Singsang ihre eigene, vergnügte Note hinzufügte. Die Prozession marschierte die Caldichestraße hinab, dann über die Fintin-Brücke, wo die maskierten Feiern den ihnen respektvoll Platz machten. Pombrines Bordell, seine immer panischer nach dem Dieb suchenden Wachen und das wütende Grollen zweier streitender Nordmänner blieben im Nebel hinter ihnen zurück.

Einige Zeit später kletterte Shev lautlos durch ihr offenes Fenster, vorbei an den Vorhängen, die sich im Wind kräusel-

ten, und kroch um ihren gemütlichen Sessel herum. Carcolf saß darauf, aber sie schlief, und eine Strähne ihres gelben Haares flatterte bei jedem Atemzug vor ihrem halb offenen Mund. Sie wirkte so jung, wenn sie die Augen geschlossen hatte, wenn ihr Gesicht entspannt und nicht wie sonst verächtlich verzerrt war. So jung und so hübsch. Diese engen Hosen, die gerade in Mode waren, standen ihr außerordentlich gut! Die Kerze warf einen schwachen Schein auf die winzigen Härchen an ihrer Wange, und Shev verspürte den Wunsch, die Hand auszustrecken und diese Wange zu berühren, mit ihrem Daumen über Carcolfs Lippen zu streichen...

Doch so sehr sie das Risiko auch liebte, *das* wäre zu riskant gewesen. Also rief sie stattdessen laut: »Buh!«

Carcolf sprang hoch wie ein Frosch aus kochendem Wasser. Sie prallte gegen den Tisch und wäre um ein Haar umgefallen, dann wirbelte sie mit großen Augen herum. »Verflucht noch mal«, stöhnte sie und machte einen zittrigen Atemzug. »Musste das sein?«

»Nein.«

Carcolf presste sich die Hand an die Brust. »Ich glaube, dein Weggen hat sich die Wunde wieder geöffnet.«

»Du bist ein richtiges Mädchen.« Shev zog sich die Robe über den Kopf und warf sie beiseite. »Das war doch kaum mehr als ein Kratzer.«

»Deine Geringschätzung schmerzt mich mehr als jede Klinge.«

Shev löste ihren Gürtel mit all den Diebesutensilien, dann nahm sie die Knieschoner ab und begann, sich aus ihrer schwarzen Kleidung zu schälen. Sie tat so, als wäre es ihr völlig egal, dass Carcolf sie dabei beobachtete, aber es erfüllte sie mit großer Genugtuung, dass die andere Diebin erst wieder sprach, als sie in ein sauberes Kleid geschlüpft war – und dass ihre Stimme nun leicht heiser klang.

»Und?«

»Und was?«

»Nicht, dass es nicht schon immer mein Traum war zu

sehen, wie sich eine Weiße Schwester vor mir auszieht, aber eigentlich möchte ich viel lieber wissen, ob du das Päckchen ...«

Shev warf ihr das Bündel zu, und Carcolf schnappte es gekonnt aus der Luft.

»Ich wusste, dass ich mich auf dich verlassen kann.« Carcolf war fast ein wenig schwindelig vor Erleichterung – und vor Verlangen. Sie hatte schon immer eine Schwäche für gefährliche Frauen gehabt.

Verflucht aber auch, sie verwandelte sich wirklich in ihren Vater.

»Du hattest Recht«, sagte Shev, wobei sie sich in den Sessel fallen ließ, aus dem sie Carcolf gerade hochgescheucht hatte. »Pombrine hatte es.«

»Wusste ich es doch! Dieser Dreckskerl! Es ist wirklich schwer, heutzutage einen guten, entbehrlichen Lockvogel zu finden.«

»Du klingst fast, als ob du mir nicht trauen könntest.«

»War nicht böse gemeint.« Carcolf hob ihr Hemd an und schob das Päckchen vorsichtig unter den oberen ihrer beiden Bargeldgürtel.

Nun war es an Shev, sie anzustarren, auch wenn sie so tat, als würde sie sich nur ein Glas Wein einschenken. »Was ist da drin?«, wollte sie wissen.

»Es ist sicherer, wenn ich es dir nicht sage.«

»Du weißt es nicht, oder?«

»Man hat mich angewiesen, es nicht aufzumachen«, gestand sie. »Aber je strenger man mir etwas verbietet, desto größer ist der Wunsch, es trotzdem zu tun. Kennst du das Gefühl?« Shev rutschte auf dem Sessel nach vorn, und einen Moment lang leuchteten ihre dunklen Augen auf eine verlockende Weise, bei der Carcolfs Kopf sich wie von selbst mit Bildern füllte: Bildern davon, wie sie sich über den Teppich rollten und lachend das Päckchen aufrissen.

Es war nicht leicht, diesen Gedanken zu verscheuchen. »Ein Dieb kann sich solche Wünsche leisten. Ein Kurier nicht.«

»Könntest du noch schwülstiger klingen?«

»Falls ich mich anstrenge, vielleicht.«

Shev nippte an ihrem Wein. »Nun, es ist dein Päckchen.«

»Nein, ist es nicht. Darum geht es ja.«

»Ich glaube, als Kriminelle hast du mir besser gefallen.«

»Lüge. Du genießt es nur, mir dumme Gedanken in den Kopf zu setzen.«

»Wohl wahr.« Sie lehnte sich im Sessel zurück, und ihre langen, braunen Beine tauchten aus den Falten ihres Rocks auf.

»Warum bleibst du nicht eine Weile?« Ein suchender Fuß fand Carcolfs Knöchel und glitt sanft an der Innenseite ihres Beines auf und ab und auf und ab. »Und lässt dir von mir noch mehr Dummheiten einreden.«

Carcolf seufzte bedauernd. »Das würde ich wirklich gerne.« Es überraschte sie, wie stark das Gefühl war, und einen Moment lang schnürte es ihr förmlich die Kehle zu. Am liebsten hätte sie das Päckchen aus dem Fenster geworfen und sich vor den Sessel gekniet, um Shevs Hand zu nehmen und ihr Dinge aus ihrer Vergangenheit anzuvertrauen, die sie noch nie jemandem erzählt hatte. Wie gesagt, einen Moment lang. Dann war sie wieder Carcolf, und als die machte sie einen entschlossenen Schritt nach hinten, sodass Shevs Fuß auf den Boden plumpste. »Du weißt, wie es in meinem Geschäft läuft. Ich muss die Flut erwischen.« Mit diesen Worten griff sie nach ihrem neuen Mantel und wandte sich ab, um etwaige Tränen aus ihren Augen zu blinzeln, während sie ihn überstreifte.

»Du brauchst Urlaub.«

»Wann immer ich Nein zu einem Job sage, wann immer ein Auftrag zu Ende geht, werde ich unruhig.« Sie seufzte und knöpfte den Mantel zu. »Ich bin einfach nicht dafür gemacht stillzusitzen.«

»Hm.«

»Tu nicht so, als wärst du nicht genauso.«

»Na schön, ich geb's zu, ich habe selbst über eine kleine Reise nachgedacht. Vielleicht nach Adua oder zurück in den Süden...«

»Mir wäre es lieber, du würdest bleiben.« Als Carcolf erkannte, was sie da gerade gesagt hatte, versuchte sie rasch, die Worte mit einer gleichgültigen Handbewegung zu relativieren. »Wer soll mir denn sonst aus der Klemme helfen, wenn ich herkomme? Du bist die einzige Person in dieser verfluchten Stadt, der ich traue.« Das war natürlich eine Lüge; sie traute Shev kein bisschen. Ein guter Kurier vertraut niemandem, und Carcolf war die Beste auf ihrem Gebiet. Doch mit Lügen hatte sie sich schon immer leichter getan als mit der Wahrheit.

Shevs Lächeln zeigte, dass sie die Situation genau verstand. »Du bist so süß.« Sie griff nach Carcolfs Handgelenk und hielt sie zurück, als sie zur Tür gehen wollte. »Mein Geld.«

»Wie dumm von mir.« Carcolf gab ihr die Börse.

Ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen, sagte Shev: »Und den Rest.«

Carcolf seufzte noch einmal und warf den anderen Geldbeutel auf das Bett, sodass sich die goldglänzenden Münzen über das weiße Laken ergossen. »Gib's zu, du wärst enttäuscht gewesen, wenn ich es nicht versucht hätte.«

»Deine Sorge um meine Gefühle ist rührend. Darf ich hoffen, dass wir uns wiedersehen, wenn du wieder in der Stadt bist?«, fragte sie, während Carcolf die Hand auf die Klinke legte.

»Ich werde die Sekunden zählen.«

Sie wollte nichts sehnlicher, als Shev zu küssen, aber sie war nicht sicher, ob ihr Wille stark genug war, um wieder aufzuhören. Also hauchte sie ihr stattdessen einen Kuss zu, so unbeholfen es auch wirkte, und zog die Tür hinter sich zu. Anschließend huschte sie geschwind über den schattigen Hof und durch das schwere Tor, das auf die Straße hinausführte. Sie hoffte, dass es eine Weile dauern würde, bis Shevedieh sich die Münzen in der ersten Börse genauer ansah. Vielleicht beschwor Carcolf damit eine kosmische Strafe herauf, aber das war es wert, allein schon wegen des Gedankens an ihren unbezahlbaren Gesichtsausdruck.

Die Nacht war ein verfluchtes Fiasko gewesen, aber sie wusste, dass es viel schlimmer hätte kommen können. Immer-

hin hatte sie noch genug Zeit, um das Schiff zu erreichen, bevor die Flut zurückging. Carcolf zog die Kapuze über ihren Kopf und zuckte zusammen, als sich dabei die frisch genähte Wunde bemerkbar machte. Und das unverschämte Geschwür an ihrer Lippe. Und diese verfluchte Naht, die ihr den Hintern wundscheuerte. Mit einem Seufzen ging sie los, in die neblige Nacht hinein, weder zu schnell noch zu langsam – völlig unauffällig.

Verflucht, wie sie Sipani hasste!

GILLIAN FLYNN

Gillian Flynn, eine ehemalige *Entertainment Weekly*-Kritikerin, ist die Autorin der Bestseller *Gone Girl – Das perfekte Opfer*, *Dark Places – Gefährliche Erinnerung* und *Cry Baby – Scharfe Schmitze*, für die sie mit zwei Dagger Awards ausgezeichnet wurde. Ihre Werke wurden in vierzig Ländern veröffentlicht. Zusammen mit ihrer Familie lebt sie in Chicago.

In dem dichten, wendungsreichen Thriller, der gleich folgt, zeigt sie uns, dass es zwar immer gut ist, einen gewissen professionellen Ehrgeiz zu pflegen, dass die eigenen Karriereentscheidungen jedoch manchmal auf sehr gefährliches Terrain führen können.

DIE UNHEIMLICHEN GESCHEHNISSE IN CARTERHOOK MANOR

Von Gillian Flynn

Ich habe nicht mit der Handarbeit aufgehört, weil ich nicht gut darin gewesen wäre; ganz im Gegenteil. Ich habe mit den Handjobs aufgehört, weil ich die Beste war. Keine andere verstand sich so darauf, Männern einen runterzuholen, wie ich.

Drei Jahre lang bekam man bei mir den besten Handjob im gesamten Dreiländereck. Das Geheimnis ist, dass man nicht zu viel darüber nachdenken darf, was man da macht. Wenn man erst mal anfängt, sich Gedanken über die Technik zu machen, wenn man beginnt, Rhythmus und Druck zu analysieren, verliert man dabei die grundlegende Natur des Aktes selbst aus den Augen. Man muss sich im Voraus mental darauf einstellen, und dann hört man einfach auf zu denken und vertraut darauf, dass der Körper schon weiß, was zu tun ist.

Im Grunde ist es wie beim Golfspielen.

Ich habe Männern sechs Tage die Woche einen runtergeholt, acht Stunden am Tag, inklusive Mittagspause, und ich war immer ausgebucht. Ich machte jedes Jahr zwei Wochen Urlaub, und im Urlaub habe ich nie gearbeitet, weil Handarbeit in den Ferien traurig für alle Beteiligten ist. Ich schätze, dass ich es im Laufe von drei Jahren auf insgesamt 23 546 Handjobs gebracht habe. Also glauben Sie ja kein Wort von dem, was diese Schlampe Shardelle sagt – sie behauptet, ich hätte aufgehört, weil ich nicht das Talent dazu habe. Völliger Unfug.

Ich habe aufgehört, weil das Karpaltunnelsyndrom eine

ziemlich ernste Sache ist, wenn man in drei Jahren 23 546 Mal irgendwelchen Typen einen von der Palme gewedelt hat.

Ich bin sozusagen auf ehrliche Weise zu meinem Beruf gekommen. Na ja, vielleicht sollte ich besser sagen, auf »natürliche« Weise. Ehrlichkeit hatte in meinem Leben nie viel zu suchen. Ich wuchs in der Stadt bei meiner einäugigen Mutter auf (der Einstiegssatz meiner Memoiren), die keine sonderlich nette Person war. Sie hatte keine Probleme mit Drogen oder Alkohol, dafür aber umso mehr damit zu arbeiten. Sie war die faulste Schlampe, die mir je untergekommen ist. Zweimal die Woche machten wir uns auf den Weg in die Innenstadt, um zu betteln. Doch da meine Mom es hasste, rechtschaffen zu sein, ging sie die ganze Sache möglichst strategisch an. Wir sollten in so kurzer Zeit wie möglich so viel Geld wie möglich machen, um dann wieder nach Hause zu gehen und Zebra-Cakes zu mampfen und uns auf unserer kaputten, fleckigen Matratze Reality-Gerichtsshow anzugucken, die angeblich auf authentischen Fällen basierten. (Das ist das, woran ich mich aus meiner Kindheit am besten erinnere: an die Flecken. Ich könnte Ihnen nicht sagen, welche Augenfarbe meine Mutter hatte, aber ich weiß noch genau, dass der Fleck auf dem Zottelteppich von einem dunklen, trüben Braun war und die Flecken an der Decke von mattem Orange und die Flecken an den Wänden von einem grellen Gelb, wie die Morgenpisse nach einem Besäufnis.)

Dementsprechend waren meine Mom und ich gekleidet. Sie hatte ein hübsches, ausgebleichenes Baumwollkleid, abgetragen, aber himmelschreiend schicklich. Mich steckte sie in alles, aus dem ich eigentlich bereits rausgewachsen war. Dann saßen wir auf einer Bank und suchten uns die richtigen Leute zum Anbetteln aus. Die Sache ist eigentlich ganz einfach. Die erste Wahl ist immer ein Kirchenbus von außerhalb. Die Kirchentypen, die im Ort selbst wohnen, schicken einen einfach bloß zur Kirche. Die von außerhalb fühlen sich normalerweise verpflichtet zu helfen, besonders einer einäugigen Lady mit einem traurig dreinschauenden Kind. Die zweite Wahl sind Frauen im Doppelpack. (Ein-

zelne Frauen machen sich zu schnell aus dem Staub, und eine ganze Horde Weiber ist zu schwer unter Kontrolle zu halten.) Die dritte Wahl sind einzelne Frauen, die diesen weltoffenen Blick haben. Sie wissen schon: die Art Frau, die man anspricht, um nach dem Weg oder der Uhrzeit zu fragen – das ist die Frau, die wir um Geld bitten. Und natürlich jüngere Männer mit Bart oder Gitarre. Bei Männern in Anzügen kann man sich die Mühe sparen, denn das Klischee stimmt: Das sind alles Arschlöcher. Dasselbe gilt für Daumenringe. Keine Ahnung, woran das liegt, aber Typen mit Daumenringen helfen einem nie.

Die, die wir aussuchten? Wir nannten sie nicht Ziele oder Beute oder Opfer. Wir nannten sie Tonys, weil mein Dad Tony hieß und er niemals zu irgendwem Nein sagen konnte (auch wenn ich annehme, dass er zu meiner Mom mindestens einmal Nein gesagt haben muss, nämlich als sie ihn darum bat zu bleiben).

Sobald man einen Tony angehalten hat, weiß man innerhalb von zwei Sekunden, welche Bettelmasche am besten zieht. Einige wollen es schnell hinter sich bringen, wie bei einem Raubüberfall. Dann platzt man einfach so heraus: »Wir brauchen Geld für Essen. Haben Sie ein bisschen Kleingeld?« Andere wollen sich in deinem Unglück suhlen. Diese Leute geben einem nur dann Geld, wenn man ihnen im Gegenzug irgendwas gibt, damit sie sich besser fühlen, und je trauriger deine Geschichte, desto besser fühlen sie sich, weil sie dir helfen, und desto mehr Kohle kriegt man. Ich kann's ihnen nicht verübeln. Wenn man ins Kino geht, will man schließlich unterhalten werden. Meine Mom wuchs auf einer Farm im südlichen Teil des Staates auf. Ihre eigene Mutter starb im Kindbett; ihr Vater baute Soja an und zog sie groß, wenn er von der Schuffterei nicht gerade zu erschöpft dazu war. Sie kam hier hoch, um aufs College zu gehen, doch dann kriegte ihr Daddy Krebs, und die Farm wurde verkauft, und das Geld wurde knapp, und sie musste alles hinschmeißen. Drei Jahre lang arbeitete sie als Kellnerin, doch dann kam ihr kleines Mädchen auf die Welt, und der Daddy ihres kleinen Mädchens machte sich aus dem Staub, und ehe sie

sich's versah ... war sie eine von ihnen. Eine von den Bedürftigen. Sie war nicht stolz darauf.

Sie wissen, worauf ich hinauswill. Das war bloß der Anfang der Geschichte. Da steigen wir ein. Man kann ziemlich schnell sagen, ob jemand eine lückenhafte, an den Haaren herbeigezogene Geschichte hören will: Da war ich dann plötzlich eine der besten Schülerinnen an einer weiter entfernten öffentlichen Schule (das war ich tatsächlich, aber die Wahrheit ist hier nicht von Belang), und meine Mom brauchte bloß das Benzingeld, um mich dort hinzubringen (in Wirklichkeit fuhr ich selbst hin und brauchte dafür drei Busse). Oder ob der Angebettelte lieber eine Das-System-ist-schuld-Story will: Dann litt ich schlagartig unter einer sehr seltenen Krankheit (stets benannt nach dem Arschloch, mit dem sich meine Mom gerade traf – das Todd-Tynchon-Syndrom, das Gregory-Fisher-Leiden), und die Rechnungen für die Behandlung hatten uns in die Pleite getrieben.

Meine Mom war durchtrieben, aber faul. Ich hatte da wesentlich mehr Ehrgeiz. Ich hatte jede Menge Ausdauer und keinen Funken Stolz im Leib. Mit dreizehn erbettelte ich jeden Tag schon Hunderte Dollar mehr als sie, und mit sechzehn ließ ich sie und die Flecken und den Fernseher – und, ja, auch die Highschool – hinter mir und machte mein eigenes Ding. Ich zog jeden Morgen los und ging sechs Stunden betteln. Ich wusste, wie ich die Menschen angehen musste und wie lange das dauern durfte und was genau ich sagen musste. Ich schämte mich nie. Was ich machte, war rein geschäftlich: Ich sorgte dafür, dass die Leute sich gut fühlten, und sie gaben mir dafür Geld.

Jetzt verstehen Sie sicher, warum mir diese ganze Handjob-Sache wie eine natürliche Karriereentwicklung vorkam.

Spiritual Palms (ich habe den Namen nicht ausgesucht, mich trifft daran also keine Schuld) lag in einer schicken Gegend westlich der Innenstadt. Vorn Tarotkarten und Kristallkugeln, hinten illegale Sexarbeit der sanfteren Sorte. Ich bewarb mich auf eine Stellenanzeige als Empfangsdame. Wie sich herausstellte, bedeutete »Empfangsdame« so viel wie »Nutte«. Meine Chefin Viveca ist eine ehemalige Empfangsdame und arbeitet

gegenwärtig als redliche Handleserin. (Obwohl Viveca nicht ihr richtiger Name ist; ihr richtiger Name ist Jennifer, aber die Leute glauben nicht, dass Jennifers einem die Zukunft vorher-sagen können. Jennifers können einem sagen, welchen hübschen Schuh man sich kaufen oder welchen Wochenmarkt man besuchen sollte, doch was die Zukunft anderer Menschen betrifft, sollten sie lieber die Finger davon lassen.) Viveca beschäftigt im vorderen Bereich des Ladens ein paar Wahrsagerinnen und betreibt nebenbei einen sauberen kleinen Puff im Hinterzimmer. Das Hinterzimmer sieht aus wie das Untersuchungs-zimmer eines Arztes: Es gibt Papiertücher und Desinfektions-mittel und einen Untersuchungstisch. Die Mädchen haben den Raum aufgehübscht, indem sie Stofftücher über die Lampen gehängt, Nippes aufgestellt und paillettenbesetzte Kissen be-sorgt haben – all dieses Weiberzeugs, das bloß Tussis gut finden können. Ich meine, wäre ich ein Kerl auf der Suche nach einem Mäd-el zum Vögeln, käme ich garantiert nicht ins Zimmer und würde sagen: »Oh, mein Gott, ich rieche einen Hauch von fri-schem Strudel und Muskat ... Schnell, nimm meinen Schwanz!« Ich würde ins Zimmer kommen und nur sehr wenig sagen, und genauso machen das die meisten auch.

Die Männer, die wegen eines Handjobs herkommen, sind etwas Besonderes. (Und wir bieten hier ausschließlich Hand-jobs an, oder jedenfalls biete ich ausschließlich Handjobs an – ich wurde schon wegen ein paar belanglosen Diebstählen fest-genommen, wegen dämlichen Zeugs, das ich angestellt habe, als ich achtzehn, neunzehn, zwanzig war, und weswegen ich niemals, niemals, *niemals* einen anständigen Job kriegen werde, darum sind Anklagen wegen ernsthafter Prostitution so ziem-lich das Letzte, was ich brauchen kann.) Ein Handjob-Typ unterscheidet sich grundlegend von einem Kerl, der einen ge-blasen kriegen oder ficken will. Klar, für einige Männer ist ein Handjob bloß der Einstieg zum richtigen Sex. Ich habe aller-dings auch eine Menge Stammkunden, die niemals etwas an-deres haben wollen werden als einen Handjob. Entweder weil sie einen Handjob nicht als Fremdgehen ansehen. Oder weil sie

sich wegen irgendwelcher Krankheiten sorgen oder niemals den Mut aufbringen würden, mehr zu verlangen. Für gewöhnlich sind das angespannte, nervöse verheiratete Männer, mittlere Angestellte mit Jobs, bei denen sie größtenteils nicht viel zu melden haben. Ich verurteile keinen von ihnen; ich gebe bloß meine eigene persönliche Einschätzung ab. Diese Männer wollen, dass man attraktiv, aber nicht schlampenhaft ist. Im wahren Leben trage ich beispielsweise eine Brille, doch wenn ich hinten bin, tue ich das nicht, weil die Brille die Kunden auf falsche Gedanken bringen könnte: Sie denken dann, man würde die sexy Bibliothekarin für sie spielen, und dann werden sie wuschig und warten auf die ersten Akkorde eines ZZ-Top-Songs, den sie dann aber doch nicht zu hören bekommen. Und dann ärgern sie sich darüber, dass sie dachten, dass du die sexy Bibliothekarin spielen wolltest, und dann sind sie abgelenkt und die ganze Sache dauert länger, als irgendwer wollen würde.

Sie wollen, dass wir freundlich und sympathisch sind, aber nicht schwach. Sie wollen sich nicht wie Raubtiere fühlen. Sie wollen das Ganze wie ein Geschäft angehen. Serviceorientiert. Also betreibt man ein bisschen unverfängliche Konversation über das Wetter und eine Sportmannschaft, die sie mögen. Für gewöhnlich habe ich versucht, in unserem Miteinander so eine Art Insiderwitz zu finden, den wir bei jedem Besuch wiederholen konnten – ein Insiderwitz ist wie ein Zeichen der Freundschaft, ohne dass man sich die Arbeit aufbürden müsste, die eine richtige Freundschaft erfordert. Also sagt man sowas wie »Wie ich sehe, haben wir Erdbeersaison« oder »Wir werden ein größeres Boot brauchen« (das sind wirklich Insiderwitze, die ich Ihnen hier gerade verrate), und dann ist das Eis gebrochen, und sie fühlen sich nicht mehr länger wie Mistkerle, weil wir ja befreundet sind, und dann ist die Stimmung viel gelöster, und man kann zur Sache kommen.

Wenn mir Leute die Frage stellen, die jeder irgendwann stellt, nämlich: »Was machst du so beruflich?«, dann sage ich: »Ich bin in der Kundenbetreuung tätig.« Was ja auch stimmt. Für mich war das ein angenehmes Tagwerk, bei dem man eine Menge

Leute zum Lächeln bringt. Ich weiß, dass sich das ein bisschen aufgesetzt anhört, aber es ist wahr. Ich meine, ich wäre auch lieber Bibliothekarin geworden, aber jetzt muss ich mir zumindest keine Gedanken wegen der Jobsicherheit machen. Bücher sind vergänglich – Schwänze wird es immer geben.

Das Problem war, dass mein Handgelenk mich fertigmachte. Kaum dreißig, und ich hatte das Handgelenk einer Achtzigjährigen und trug noch dazu eine ziemlich unerotische Sportschiene. Zwar nahm ich die Schiene vor den Handjobs ab, aber dieses Geräusch von Klettriemen machte die Männer ein bisschen nervös. Eines Tages kam Viveca zu mir nach hinten. Sie ist eine kräftige Frau, wie ein Oktopus – jede Menge Perlen und Rüschen und Halstücher umwehen sie, zusammen mit dem durchdringenden Geruch von Kölnischwasser. Sie hat ihr Haar in der Farbe von Fruchtbowle gefärbt und behauptet dennoch, das sei Natur. (*Viveca: aufgewachsen als jüngstes Kind einer Arbeiterklassefamilie; nachsichtig mit Menschen, die sie mag; heult bei Werbespots; mehrere gescheiterte Versuche, Vegetarierin zu werden. Alles bloß meine Vermutungen.*)

»Bist du hellseherisch veranlagt, Nerdy?«, fragte sie. Sie nannte mich Nerdy, weil ich eine Brille trug und Bücher las und in meiner Mittagspause Joghurt aß. Eigentlich bin ich überhaupt kein Nerd, auch wenn ich gern einer wäre. Weil ich die Schule so früh abgebrochen habe, bin ich Autodidaktin. (Das ist kein schmutziges Wort; schlagen Sie's ruhig nach.) Ich lese ständig. Ich denke nach. Doch mir fehlt es an einer ordentlichen Ausbildung. Das verschafft mir das Gefühl, dass ich zwar klüger bin als alle um mich herum, aber dass ich, falls ich jemals unter wirklich clevere Leute kommen sollte – unter Leute, die zur Uni gegangen sind und Wein trinken und Latein sprechen –, dass ich diese Leute dann vermutlich zu Tode langweilen würde. So durchs Leben zu gehen ist ziemlich einsam. Darum trage ich diesen Spitznamen wie eine Art Ehrenabzeichen. Auf dass ich die wirklich cleveren Leute eines Tages vielleicht nicht mehr ganz so schlimm langweile. Die große Frage ist: Wo findet man diese cleveren Leute?

»Hellseherisch veranlagt? Nein.«

»Eine richtige Seherin vielleicht? Hattest du schon mal Visionen?«

»Nein.« Ich fand, dass dieser ganze Wahrsageschwachsinn für die Katz ist, wie meine Mom sagen würde. Sie stammt tatsächlich von einer Farm im südlichen Teil des Landes, dieser Teil der Geschichte stimmte.

Viveca hörte auf, an einer ihrer Perlenketten herumzufummeln.

»Ich versuche dir gerade zu helfen, Nerdy.«

Da verstand ich. Normalerweise bin ich nicht so schwer von Begriff, aber mein Handgelenk puckerte, und wenn man diese Art von ablenkenden Schmerzen hat, ist alles, woran man denkt, wie man dafür sorgen kann, dass der Schmerz aufhört. Auch muss ich zu meiner Verteidigung sagen, dass Viveca für gewöhnlich bloß irgendwelche Fragen stellt, um sich selbst reden zu hören – normalerweise ist ihr das, was du antwortest, ziemlich egal.

»Wann immer ich jemandem begegne, habe ich sofort diese Vision«, sagte ich in ihrem gedehnten, weisen Tonfall. »Ich erkenne, wer sie sind und was sie brauchen. Das sehe ich wie eine Farbe, die sie umgibt, wie einen Glorienschein.« Abgesehen vom letzten Teil traf das sogar alles zu.

»Du siehst Auren.« Sie lächelte. »Ich wusste, dass du das tust.«

So erfuhr ich, dass ich nach vorn umziehen würde. Ich würde Auren lesen, was bedeutete, dass ich null Training brauchte. »Sag ihnen einfach, was sie hören wollen«, erklärte Viveca. »Pflück sie auseinander wie verdammte Rippchen.« Und wenn die Leute mich dann fragten: »Was machst du so beruflich?«, sagte ich: »Ich bin im Therapiegeschäft.« Was ja auch stimmte.

Die Wahrsagerklientel bestand fast ausschließlich aus Frauen, und die Handjob-Klienten offenkundig nur aus Männern, also betrieben wir den Laden mit der Präzision eines Uhrwerks. Wir hatten nicht viel Platz: Man musste den Kerl reinbringen und es

ihm im Hinterzimmer gemütlich machen und dann dafür sorgen, dass er zum Höhepunkt kam, bevor die nächste Frau zu ihrem Termin aufkreuzte. Es passte nicht sonderlich, wenn ein Orgasmusjapsen aus dem Hinterzimmer kam, während irgendeine Dame einem gerade schilderte, wie ihre Ehe in die Brüche ging. Die Ausrede von wegen, das sei der neue Hundewelpen, funktioniert bloß einmal.

Die ganze Sache war riskant, weil Vivecas Kunden größtenteils aus der oberen Mittelklasse und der unteren Oberklasse stammten. Und Angehörige dieser Gesellschaftsschichten fühlen sich schnell beleidigt. Wenn traurige, reiche Hausfrauen schon nicht möchten, dass ihnen eine Jennifer ihre Zukunft vorhersagt, dann wollen sie sie garantiert erst recht nicht von einer ehemals fleißigen Sexarbeiterin mit einem kaputten Handgelenk hören. Der schöne Schein ist alles. Das sind keine Leute, die es primitiv mögen. Das sind Leute, deren Lebenszweck in erster Linie darin besteht, in der Stadt zu leben und dabei doch das Gefühl zu haben, es wäre irgendein Vorort. Vorn sah unser Laden aus wie aus einer Reportage von *Schöner wohnen*. Ich kleidete mich dementsprechend, trug also im Grunde so bunt bedrucktes Zeug wie das von Desigual. Und Bauernblusen, die sind das Wichtigste.

Die Frauen, die in Gruppen kamen, waren frivol, schick, besoffen und bereit, Spaß zu haben. Die allerdings, die allein kamen, wollten an das glauben, was man ihnen sagte. Sie waren verzweifelt, und ihre Versicherung zahlte nicht für einen Therapeuten. Oder sie wussten ganz einfach nicht, dass sie so verzweifelt waren, dass sie eigentlich einen Therapeuten brauchten. So oder so war es schwer, Mitgefühl für sie aufzubringen. Natürlich habe ich es versucht; schließlich will keiner, dass deine Privatmystikerin, die Hüterin deiner Zukunft bei deinem Gerede genervt die Augen verdreht. Aber ich meine, hey, kommen Sie. Ein großes Haus in der Stadt, Ehemänner, die sie nicht verprügeln, und Hilfe mit den Kindern, manchmal sogar mit einem Job, aber immer fleißig im Buchclub aktiv. Und trotzdem waren sie traurig. Das sagten sie am Ende immer:

»Aber trotzdem bin ich einfach traurig.« Traurig zu sein bedeutet für gewöhnlich nichts anderes, als zu viel Zeit für sich zu haben. Wirklich. Ich bin zwar keine diplomierte Psychiaterin, aber normalerweise heißt es das.

Also sage ich Sachen wie: »Bald wird eine große Leidenschaft Ihr Leben bereichern.« Dann überlegt man sich etwas, was sie machen könnten, damit sie sich besser fühlen. Ein Kind betreuen, ehrenamtlich in einer Bücherei arbeiten, ein paar Hunde kastrieren, ins Grüne rausfahren. Aber man darf es nicht so klingen lassen wie einen Vorschlag, das ist der Schlüssel zum Erfolg. Man muss es sagen, als wär's eine Warnung. »Bald wird große Leidenschaft Ihr Leben bereichern... Doch Sie müssen vorsichtig damit umgehen, da diese Leidenschaft andernfalls alles andere überschattet, was Ihnen sonst noch wichtig ist!«

Ich will damit nicht sagen, dass es immer so einfach ist, aber meistens schon. Die Leute wollen Leidenschaft. Die Leute wollen ein Ziel, einen Sinn in ihrem Leben. Und wenn sie das tun, wenn sie diese Dinge bekommen, dann besuchen sie dich wieder, weil du ihnen die Zukunft vorhergesagt hast und sie gut war.

Bei Susan Burke lag die Sache anders. Vom ersten Moment an, als ich sie sah, kam sie mir klüger vor als die meisten meiner anderen Kundinnen. Eines verregneten Aprilmorgens kam ich nach vorn, gerade fertig mit meinem Handjob-Klienten. Um ein paar kümmerte ich mich nach wie vor, quasi meine Langzeitlieblinge, und gerade war ich einem ziemlich niedlichen, leicht trottelligen reichen Typen zu Diensten gewesen, der sich selbst Michael Audley nannte (ich sage, dass er sich so »nannte«, weil ich davon ausgehe, dass mir irgendein reicher Kerl schwerlich seinen richtigen Namen verraten würde). Mike Audley: *steht im Schatten eines Sportlerbruders; extrem intelligent, ohne deshalb selbstgefällig zu wirken; zwanghafter Jogger*. Bloß meine Einschätzung. Das Einzige, was ich wirklich über Mike wusste, war, dass er Bücher liebte. Er empfahl mir Bücher mit dieser Inbrunst, nach der ich als aufstrebender Nerd ständig gierte: mit Nachdruck und Kameradschaftsgeist. Das hier *musst* du lesen!

Nicht lange, und wir hatten unseren eigenen (und zuweilen recht klebrigen) Buchclub. Er war ganz begeistert von »klassischen Geschichten über das Übernatürliche«, und er wollte mich mit seiner Begeisterung für das Genre anstecken (»Immerhin bist du ein Medium«, sagte er mit einem Lächeln). Also diskutierten wir an diesem Tag die Motive Einsamkeit und Verlangen in *Spuk in Hill House*, er kam, ich wischte mir die Hände mit einem Hygienetuch ab und nahm das Buch, das er mir bis zum nächsten Mal auslieh: *Die Frau in Weiß*. (»Das musst du lesen! Das ist einer der besten Gruselromane aller Zeiten.«)

Dann zerwuschelte ich mein Haar, um spiritueller zu wirken, richtete meine Bauernbluse, klemmte mir das Buch unter den Arm und eilte in den Hauptraum. Nicht ganz planmäßig: Ich war siebenunddreißig Sekunden zu spät dran. Susan Burke wartete schon; sie schüttelte mir mit einem nervösen, vogelartigen Auf und Ab die Hand, und die gebetsmühlenartige Bewegung ließ mich vor Schmerz zusammenzucken. Ich ließ das Buch fallen, und als wir beide es aufheben wollten, stießen wir mit den Köpfen aneinander. Das war definitiv nicht das, was man von seinem Medium erwartet: eine Slapsticknummer.

Ich bedeutete ihr, Platz zu nehmen. Ich schaltete auf meine weise Stimme um und erkundigte mich danach, warum sie hier war. Das ist die leichteste Methode, Leute dazu zu bringen, einem zu sagen, was sie wollen: Man fragt sie ganz einfach danach.

Susan Burke schwieg ein paar Sekunden lang. Dann murmelte sie: »Mein Leben bricht auseinander.« Sie war ausgesprochen hübsch, aber so argwöhnisch und unruhig, dass man erst erkannte, wie attraktiv sie war, wenn man sie ganz genau anschaute. Wenn man die hellblauen Augen hinter den Brillengläsern bemerkte. Wenn man sich das mattblonde Haar frisch gewaschen und ohne Strähnen vorstellte. Sie war offensichtlich recht wohlhabend. Ihre Handtasche war einfach zu schlicht, um nicht unglaublich teuer zu sein. Ihr Kleid war zwar unscheinbar, aber gut geschnitten. Tatsächlich könnte es sogar sein, dass das Kleid in Wahrheit gar nicht unscheinbar war – das lag bloß

an der Art, wie sie es trug. *Klug, aber nicht allzu fantasiebegabt, dachte ich. Angepasst. Lebt in der ständigen Angst, das Falsche zu sagen oder zu tun. Mangelndes Selbstbewusstsein. Wurde als Kind vermutlich von ihren Eltern eingeschüchtert und wird jetzt von ihrem Ehemann eingeschüchtert. Ihr Ehemann ist ziemlich launisch – ihr tägliches Ziel besteht darin, dass es Abend wird, ohne dass er wegen irgendwas in die Luft geht. Traurig. Sie ist eine von den Traurigen.*

Dann begann Susan Burke zu schluchzen. Sie schluchzte geschlagene anderthalb Minuten vor sich hin. Ich wollte ihr zwei Minuten geben, ehe ich sie unterbrach, doch sie bekam sich von selbst wieder in den Griff.

»Um ehrlich zu sein, ich weiß gar nicht, was ich hier eigentlich mache«, sagte sie. Sie zog ein pastellfarbenes Taschentuch aus ihrer Handtasche, ohne es jedoch zu benutzen. »Das Ganze ist verrückt. Und es wird einfach immer noch schlimmer.«

Ich schenkte ihr meinen teilnehmendsten Blick. »Was stimmt denn in Ihrem Leben nicht?«

Sie wischte sich die Augen ab und starrte mich einen Moment lang an. Blinzelte. »Wissen Sie das etwa nicht?«

Dann bedachte sie mich mit einem Lächeln. Sie hatte Sinn für Humor. Wie unerwartet.

»Also, was machen wir jetzt?«, fragte sie und riss sich zusammen. Sie massierte eine Stelle in der Nähe ihres Genicks. »Wie läuft das ab?«

»Ich bin psychointuitiv veranlagt«, sagte ich. »Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Dass Sie gut darin sind, andere Leute zu lesen?«

»Ja, bis zu einem gewissen Grad, aber meine Kräfte sind wesentlich stärker ausgeprägt als das. All meine Sinne spielen dabei eine Rolle. Ich kann Vibrationen spüren, die von Menschen ausgehen. Ich kann Auren sehen. Ich kann Verzweiflung oder Unehrllichkeit oder Niedergeschlagenheit wittern. Diese Gabe habe ich, seit ich ein kleines Kind war. Meine Mutter war eine tief depressive, unausgeglichene Frau. Sie zog einen dunkelblauen Schleier hinter sich her. Immer wenn sie in meiner Nähe war, kribbelte meine Haut – so, als würde ein kalter Hauch da-

rüberfahren –, und sie stank nach Verzweiflung, die ich als den Geruch von Brot wahrnahm.«

»Von Brot?«, sagte sie.

»Das war bloß ihr Geruch, der einer verzweifelten Seele.« Ich musste mir dringend ein neues *Eau de Trauriges Mädchen* ausdenken. Keine sterbenden Blätter, das war zu offensichtlich, aber irgendwas Erdiges. Pilze? Nein, das war zu wenig elegant.

»Brot ... Das ist wirklich seltsam«, sagte Susan Burke.

Normalerweise wollten die Leute immer wissen, was für eine Aura oder welchen Geruch sie hatten. Das war der erste Schritt, mit dem sie anfangen, sich auf das Spiel einzulassen. Susan rutschte unbehaglich hin und her. »Verzeihen Sie, ich möchte nicht unhöflich sein«, sagte sie. »Aber ... Ich glaube, das hier ist nichts für mich.«

Ich wartete einfach ab. Mitfühlendes Schweigen ist eine der am wenigsten genutzten Waffen der Welt.

»In Ordnung«, sagte Susan schließlich. Sie schob sich das Haar hinter beide Ohren – wobei ein fetter, diamantenbesetzter Ehering funkelte wie die Milchstraße – und sah schlagartig zehn Jahre jünger aus. Ich konnte sie mir gut als Kind vorstellen, vielleicht als Bücherwurm, hübsch, aber schüchtern. Fordernde Eltern. Immer bloß Einsen. »Also, was können Sie in mir lesen?«

»Bei Ihnen zu Hause geht irgendetwas vor.«

»Das hatte ich Ihnen ja bereits gesagt.« Ich konnte die Verzweiflung spüren, die von ihr ausging: Sie wollte mir unbedingt glauben.

»Nein, Sie sagten, Ihr Leben bricht auseinander. Und ich sage, das hat etwas mit Ihrem Zuhause zu tun. Sie haben einen Ehemann; ich fühle da eine Menge Unzufriedenheit: Ich sehe Sie umgeben von einem kränklichen Grün, wie ein schlecht gewordenes Eigelb, aber auch Wirbel von einem gesunden, kräftigen Türkis an den Außenrändern. Das verrät mir, dass Sie etwas Gutes in Ihrem Leben hatten. Aber es ist ziemlich schiefgegangen, nicht wahr?«

Natürlich war das eine ziemlich naheliegende Vermutung,

aber mir gefiel mein Farbenarrangement; es fühlte sich richtig an.

Sie starrte mich an. Ich war da auf etwas gestoßen, das dem Kern der Sache schon sehr nahe kam.

»Ich spüre bei Ihnen dieselben Schwingungen wie bei meiner Mutter: dieses scharfe, kalte Kribbeln. Sie sind verzweifelt; Sie sind voller Kummer. Sie können nicht schlafen.«

Die Erwähnung von Schlaflosigkeit war zwar immer ein Risiko, zahlte sich für gewöhnlich jedoch aus. Leute, die Kummer haben, schlafen normalerweise nicht besonders gut. Und Menschen, die an Schlaflosigkeit leiden, sind dankbar für Leute, die ihre Müdigkeit erkennen.

»Nein, nein, ich schlafe acht Stunden pro Nacht«, sagte Susan.

»Aber das ist kein richtiger Schlaf. Sie haben beunruhigende Träume. Vielleicht keine Albträume, ja, vielleicht erinnern Sie sich nicht einmal daran, aber wenn Sie aufwachen, fühlen Sie sich erschöpft und abgespannt.«

Wissen Sie, die meisten schlechten Mutmaßungen kann man noch retten. Diese Frau war Mitte vierzig; Menschen in den Vierzigern sind beim Aufwachen meistens abgespannt. Das weiß ich aus der Werbung.

»Ihre Anspannung manifestiert sich in Ihrem Nacken«, fuhr ich fort. »Außerdem duften Sie nach Pfingstrosen. Ein Kind. Haben Sie ein Kind?«

Falls sie kein Kind hatte, würde ich einfach sagen: »Aber Sie *wünschen* sich eins.« Und das konnte sie dann abstreiten – *Ich habe nie auch nur im Traum daran gedacht, jemals Kinder zu haben* –, und ich konnte darauf beharren, und wenn sie kurz darauf ging, dann würde sie doch daran denken, dass sie Kinder will, weil nur sehr wenige Frauen ohne Gewissensbisse oder Selbstzweifel beschließen, sich nicht fortzupflanzen. Diese Saat ist leicht zu säen. Normalerweise. Aber Susan Burke war nicht dumm.

»Ja. Na ja, zwei. Einen Sohn und einen Stiefsohn.«

Der Stiefsohn, konzentrier dich auf den Stiefsohn.

»Irgendetwas stimmt bei Ihnen zu Hause nicht. Liegt das an Ihrem Stiefsohn?«

Sie stand auf und durchwühlte ihre wohlsortierte Handtasche.

»Wie viel schulde ich Ihnen?«

Ich hatte irgendetwas falsch gemacht. Ich war mir sicher, dass ich sie nie wiedersehen würde. Vier Tage später aber war Susan Burke wieder da. (»Können *Dinge* eine Aura haben?«, fragte sie. »Zum Beispiel Gegenstände? Oder ein Haus?«) Und dann, wiederum drei Tage später, kam sie von Neuem vorbei (»Glauben Sie an böse Geister? Gibt es so was, was denken Sie?«) und tags darauf wieder.

Wie sich zeigte, hatte ich bei ihr größtenteils richtiggelegen. Herrische, fordernde Eltern; nur Bestnoten; Elitehochschule; einen Abschluss in irgendetwas, das mit Wirtschaft zu tun hatte. Ich stellte ihr die Frage: »Was machen Sie so?«, und sie erklärte es mir und sagte etwas von Personalabbau und Umstrukturierungen und Klientenzusammenführung. Als ich daraufhin die Stirn runzelte, wurde sie ungeduldig und sagte: »Ich identifiziere und eliminiere Probleme.« Ihr Verhältnis zu ihrem Mann war ganz in Ordnung, es sei denn, es ging um den Stiefsohn. Die Burkes waren vor einem Jahr in die Stadt gezogen, und seitdem hatte sich der Junge vom Sorgen- zum Problemkind entwickelt.

»Miles war noch nie ein sonderlich süßer Junge«, sagte sie. »Ich bin die einzige Mutter, die er je hatte – ich bin mit seinem Vater zusammen, seit er sechs war. Aber er war schon immer irgendwie kalt. Introvertiert. Er ist einfach innerlich leer. Ich hasse mich dafür, dass ich das sage. Ich meine, introvertiert zu sein ist ja nichts Schlechtes. Doch das letzte Jahr über, seit dem Umzug... hat er sich verändert. Ist aggressiver geworden. Er ist so zornig. So düster. Bedrohlich. Er macht mir Angst.«

Der Junge war fünfzehn und war gerade von einem Vorort in die Stadt umgezogen, wo er niemanden kannte, und er war schon vorher ein seltsames, verschrobenes Kind gewesen. Natürlich war er da zornig. Doch obwohl es hilfreich gewesen

wäre, wenn ich das gesagt hätte, tat ich es nicht. Ich witterte eine günstige Gelegenheit.

Ich hatte schon seit einer Weile vor, in die häusliche Auro-Reinigungsbranche zu wechseln. Normalerweise rufen sie einen, wenn sie in ein neues Zuhause einziehen. Dann wandert man in dem Haus herum, verbrennt Salbei und streut Salz und murmelt fleißig vor sich hin. Ein Neuanfang, um die nachhallende schlechte Energie der Vorbesitzer loszuwerden. Jetzt, wo die Leute wieder ins Herz der Stadt zogen, in all diese alten, historischen Gebäude, kam mir die Sache wie ein boomender Zukunftsmarkt vor. In hundert Jahre alten Häusern gibt es schließlich eine Menge nachklingender Schwingungen.

»Susan, haben Sie schon mal daran gedacht, dass das Haus das Verhalten Ihres Sohnes beeinflussen könnte?«

Susan beugte sich mit großen Augen vor. »Ja! Ja, das habe ich. Ist das verrückt? Das ist der Grund, warum... Warum ich zurückgekommen bin. Weil... Da war Blut an meiner Wand.«

»Blut?«

Sie lehnte sich noch weiter nach vorn, und ich konnte die Pfefferminze riechen, die ihren säuerlichen Atem verschleierte. »Letzte Woche. Eigentlich wollte ich gar nichts davon erzählen... Ich dachte, dann halten Sie mich für durchgeknallt. Aber es war da. Ein einzelnes langes Rinnsal, von der Decke bis runter zum Boden. Bin ich... Bin ich verrückt?«

In der darauffolgenden Woche besuchte ich sie bei ihr zu Hause. Als ich in meinem treuen Kombi die Straße entlangfuhr, dachte ich bei mir: *Rost*. Kein Blut. Irgendetwas in den Wänden, irgendwas vom Dach. Wer wusste schon, woraus diese alten Häuser gebaut worden waren? Wer wusste schon, was da nach hundert Jahren auslaufen konnte? Die Frage war: Wie sollte ich das Ganze angehen? Normalerweise hatte ich kein Interesse daran, einen Exorzismus oder irgendwelchen anderen katholischen Dämonologieschwachsinn durchzuführen. Und ich glaubte auch nicht, dass es das war, was Susan wollte. Doch sie hatte mich zu sich nach Hause eingeladen, und Frauen wie sie laden keine Frauen wie mich zu sich ein, wenn sie nicht irgend-

was von einem wollen. In diesem Fall vermutlich Beruhigung und Ermutigung. Ich würde über die »Blutspur« streichen, eine Erklärung dafür finden und dennoch darauf beharren, dass das Haus dringend »spirituell gereinigt« werden müsse.

Am besten wiederholt gereinigt. Über Geld mussten wir allerdings noch reden. Zwölf Besuche à 2000 Dollar schienen mir eine gute Verhandlungsbasis zu sein. Diese Termine über ein Jahr verteilt, einen Besuch pro Monat, um dem Stiefsohn Zeit zu geben, wieder mit sich ins Reine zu kommen, um sich an die neue Schule zu gewöhnen, an die neuen Klassenkameraden. Dann wäre er geheilt und ich die Heldin, und ehe ich mich's versehe, schickt Susan all ihre reichen, nervösen Freundinnen zu mir. Dann könnte ich mich selbstständig machen, und wenn Leute mich dann fragen würden »Was machen Sie so?«, würde ich antworten »*Ich bin Unternehmerin*«, und zwar genau auf die hochmütige Art und Weise, die Unternehmer so an den Tag legen. Vielleicht würden Susan und ich sogar Freundinnen werden. Vielleicht würde sie mich in ihren Buchclub einladen. Dann würde ich am Kamin sitzen und Brie knabbern und sagen: »*Ich bin Existenzgründerin, also Unternehmerin, wenn man so will.*« Ich parkte, stieg aus dem Wagen und sog einen tiefen Atemzug optimistischer Frühlingsluft in meine Lunge.

Dann aber erblickte ich Susans Haus. Ich blieb abrupt stehen und starrte es an. Und ich erschauerte.

Das Haus war anders als die anderen.

Es lauerte. Es war das einzige noch verbliebene viktorianische Haus in einer langen Reihe kastenförmiger Neubauten, und vielleicht wirkte es deshalb so lebendig, so berechnend. Die Fassade der Villa bestand komplett aus kunstvoll gemeißeltem Mauerwerk, fast schwindelerregend in seiner Detailliertheit: Blumen und Filigranarbeiten, elegante Geraden und geschwungene Bogen. Der Eingang wurde von zwei lebensgroßen Engeln flankiert, die ihre Arme gen Himmel gereckt hielten, ihre Gesichter von etwas fasziniert, das ich nicht sehen konnte.

Ich musterte das Haus, das meine Blicke mit langen, unheilvollen Fenstern erwiderte, die so hoch waren, dass ein Kind auf

den Fensterbrettern hätte stehen können. Und da stand *tatsächlich* eins. Ich konnte den dünnen Leib des Jungen sehen: graue Hosen, schwarzer Sweater, eine kastanienbraune, perfekt gebundene Krawatte um den Hals. Ein Dickicht dunklen Haars bedeckte seine Augen. Dann eine plötzliche, rasche Bewegung, und er war heruntergesprungen und hinter den schweren Brokatvorhängen verschwunden.

Die Stufen, die zur Villa hinaufführten, waren steil und lang. Als ich oben anlangte, an den ehrfürchtigen Engeln vorbeiging, die Tür erreichte und klingelte, hämmerte mein Herz wie wild. Während ich wartete, las ich die Inschrift, die neben meinen Füßen in den Stein gemeißelt war.

*carterhook manor
erbaut 1893
patrick carterhook*

Die Inschrift war in strenger viktorianischer Schreibschrift gehalten, die beiden schwungvollen Doppel-o jeweils durch einen federartigen Schnörkel voneinander abgesetzt. Irgendwie weckte der Anblick den Wunsch in mir, mir schützend die Hände vor den Bauch zu halten.

Susan öffnete mit geröteten Augen die Tür.

»Willkommen in Carterhook Manor«, sagte sie mit gespielter Erhabenheit. Ich starrte sie an – Susan sah zwar niemals wirklich gut aus, wenn ich sie sah, doch diesmal hatte sie sich nicht einmal die Mühe gemacht, ihr Haar zu bürsten, und ein bitterer, scharfer Geruch ging von ihr aus. (Weder »Verzweiflung« noch »Niedergeschlagenheit«, bloß schlechter Atem und Körpergeruch.) Sie zuckte kraftlos die Schultern. »Jetzt kann ich tatsächlich nicht mehr schlafen.«

Das Innere des Hauses war ganz anders als das Äußere. Man hatte das Gebäude entkernt, und jetzt sah es aus wie das jeder anderen wohlhabenden Familie. Trotzdem fühlte ich mich sofort besser. *Diesen* Ort konnte ich reinigen: die geschmackvollen eingelassenen Lampen, die Granittresen und die Küchengeräte

aus Edelstahl, die neue, außergewöhnlich glatte Holzvertäfelung, eine fugenlose Wand neben der anderen.

»Fangen wir mit der Blutspur an«, schlug ich vor.

Wir gingen in den ersten Stock hinauf. Darüber gab es noch zwei weitere Etagen. Die Treppe war offen, und ich spähte durch das Geländer nach oben, um ein Gesicht zu entdecken, das aus dem obersten Stock zu mir herunterschaute. Schwarzes Haar und schwarze Augen im krassen Kontrast zur porzellanweißen Haut einer antiken Puppe. Miles. Er starrte mich einen Moment lang ernst an, ehe er wieder verschwand. Dieses Kind passte zu dem Haus wie die Faust aufs Auge.

Auf dem Flur nahm Susan einen geschmackvollen Druck ab, damit ich die gesamte Wand sehen konnte.

»Hier. Es war genau hier.« Sie wies vom Boden bis hoch zur Decke.

Ich gab vor, die Wand näher in Augenschein zu nehmen, aber es gab eigentlich nicht viel zu sehen. Sie hatte alles weggeschrubbt; ich konnte das Scheuermittel immer noch riechen.

»Ich kann Ihnen helfen«, sagte ich. »Ein ungeheuerliches Gefühl des Kammers ist in diesem Haus, und zwar genau hier. Das Gefühl ist überall, im ganzen Gebäude, aber hier besonders. Ich kann Ihnen helfen.«

»Das Haus knirscht die ganze Nacht lang«, sagte sie. »Ich meine, es ist fast, als würde es ächzen oder stöhnen. Das dürfte aber gar nicht sein. Alles hier drin ist neu. Die Tür von Miles' Zimmer knallt zu den unmöglichsten Zeiten zu. Und er ... Er wird immer schlimmer. Es ist, als wäre irgendetwas in ihn gefahren. Etwas Dunkles, das er auf seinem Rücken mit sich rumträgt. Wie einen Insektenpanzer. Er huscht hin und her wie ein Käfer. Ich würde ja umziehen, solche Angst habe ich inzwischen, ich würde wirklich wegziehen, aber dafür haben wir kein Geld. Nicht mehr. Wir haben so viel für dieses Haus ausgegeben und dann noch mal fast genauso viel investiert, um es zu renovieren, und abgesehen davon ... würde mein Mann ohnehin nicht zustimmen. Er sagt, Miles hätte bloß ganz normale Wachstumschmerzen. Und dass ich eine übernervöse, einfältige Frau sei.«

»Ich kann Ihnen helfen«, wiederholte ich.

»Ich führe Sie erst mal ganz herum«, entgegnete sie.

Wir gingen den langen, schmalen Flur entlang. Im Haus war es von Natur aus dunkel. Sobald man sich von einem der Fenster entfernte, breitete sich das Zwielight aus. Im Gehen schaltete Susan die Lichter an.

»Miles macht sie immer aus«, erklärte sie. »Dann mache ich sie wieder an. Und wenn ich ihn darum bitte, sie eingeschaltet zu lassen, tut er so, als hätte er nicht die leiseste Ahnung, wovon ich rede. Hier ist unser Arbeitszimmer«, sagte sie. Sie öffnete eine Tür, um einen höhlenartigen Raum mit einem Kamin und Bücherregalen zu offenbaren, die von einer Wand zur anderen reichten.

»Das ist kein Arbeitszimmer, sondern eine *Bibliothek*«, keuchte ich ehrfürchtig. Es mussten tausend Bücher sein, mindestens. Dicke, eindrucksvolle Kluge-Leute-Bücher. Wie kann man tausend Bücher in einem einzigen Raum aufbewahren und ihn dann als Arbeitszimmer bezeichnen?

Ich trat ein und erschauerte dramatisch. »Fühlen Sie das? Fühlen Sie die ... Schwere, die auf diesem Raum lastet?«

Sie nickte. »Ich hasse dieses Zimmer.«

»Diesem Raum werde ich mich besonders widmen müssen«, erklärte ich. Ich hatte vor, mich hier für eine Stunde am Stück einzuschließen und einfach zu lesen, zu lesen, was immer ich wollte.

Wir kehrten in den Korridor zurück, in dem es jetzt wieder dunkel war. Susan seufzte und begann erneut, die Lichter einzuschalten. Über uns konnte ich Schritte hören, die ungestüm auf dem Flur hin- und herliefen. Wir kamen rechterhand an einer geschlossenen Tür vorbei. Susan klopfte an: »Jack, ich bin's.«

Ich vernahm das Scharren eines Stuhls, der nach hinten geschoben wird, das Klicken eines Schlosses, und dann öffnete ein anderes Kind die Tür, das etliche Jahre jünger war als Miles. Der Junge sah genauso aus wie seine Mutter. Er lächelte Susan an, als hätte er sie seit einem Jahr nicht mehr gesehen.

»Hi, Mama«, sagte er. Er schlang seine Arme um sie. »Du hast mir gefehlt.«

»Das ist Jack«, sagte sie. »Er ist sieben.« Sie zerzauste ihm das Haar.

»Mama hat mit ihrer Freundin hier noch ein bisschen was zu erledigen«, sagte Susan und kniete sich hin, sodass sie auf gleicher Augenhöhe waren. »Lies dein Buch zu Ende, und dann mache ich dir eine Kleinigkeit zu essen.«

»Soll ich die Tür abschließen?«, fragte Jack.

»Ja, schließ die Tür immer ab, Liebling.«

Wir setzten uns gerade wieder in Bewegung, als wir hinter uns das Klicken des Schlosses vernahmen.

»Warum das Schloss?«

»Miles mag seinen Bruder nicht.«

Sie musste mein Stirnrunzeln irgendwie gespürt haben: Kein Jugendlicher mag seinen kleinen Bruder.

»Sie hätten sehen sollen, was Miles der Babysitterin angetan hat, die er nicht leiden konnte. Das ist einer der Gründe, warum wir kein Geld mehr haben. Die Arztrechnungen.« Sie wandte sich mir ruckartig zu. »Das hätte ich nicht sagen sollen. Es war ... nichts Ernstes. Vermutlich ein Unfall. Um ehrlich zu sein, weiß ich das nicht mehr so genau. Vielleicht verliere ich auch einfach nur meinen gottverfluchten Verstand.«

Ihr Lachen klang heiser. Sie wischte sich über die Augen.

Wir gingen zum Ende des Korridors, wo sich eine weitere verschlossene Tür befand.

»Ich würde Ihnen Miles' Zimmer ja zeigen, aber ich habe keinen Schlüssel dafür«, sagte sie schlicht. »Außerdem habe ich zu viel Angst davor.«

Sie zwang sich zu einem weiteren Lachen, doch es hörte sich nicht im Mindesten überzeugend an; um ehrlich zu sein, lag nicht einmal genügend Energie darin, um überhaupt als Lachen durchzugehen. Wir stiegen hoch ins nächste Stockwerk, das aus einer Abfolge von Zimmern bestand, alle tapeziert und gestrichen und scheinbar willkürlich mit feinem viktorianischem Mobiliar ausgestattet. In einem der Räume stand nicht mehr als

ein Katzenklo. »Für unseren Kater Wilkie«, erklärte Susan. »Er ist die glücklichste Katze der Welt: Er hat ein eigenes Zimmer, um sein Geschäft zu erledigen.«

»Sie finden schon noch eine Verwendung für diesen Raum.«

»Wilkie ist wirklich ein sehr lieber Kater«, sagte sie. »Schon fast zwanzig Jahre alt.«

Ich lächelte, als würde mich das interessieren.

»Wir haben offensichtlich mehr Platz, als wir eigentlich brauchen«, sagte Susan. »Ich glaube, wir dachten, dass wir vielleicht noch ein Kind bekommen ... möglicherweise eins adoptieren. Heute würde ich allerdings kein anderes Kind mehr in dieses Haus holen. Stattdessen leben wir also in einem sehr teuren Lagerhaus. Mein Mann liebt seine Antiquitäten.« Ich konnte ihn mir lebhaft vorstellen, Susans zugeknöpften, großkotzigen Gatten. Ein Mann, der zwar Antiquitäten erwarb, sie aber nicht selbst aufspürte. Vermutlich erledigte irgendeine stilbewusste Innenausstatterin mit Hornbrille die eigentliche Arbeit für ihn. Gut möglich, dass sie auch diese Bücher für ihn besorgt hatte. Ich habe gehört, dass man so was machen kann: Man kauft die Bücher pro Meter und nutzt sie wie Möbel. Die Leute sind einfach dumm. Ich werde niemals darüber hinwegkommen, wie dumm die meisten Leute sind.

Wir gingen noch einen Stock höher. Das Obergeschoss war bloß ein großer Dachboden mit ein paar alten Überseekoffern entlang der Wände.

»Sind diese Koffer nicht lächerlich?«, flüsterte sie. »Er sagt, dass sie dem Boden ein bisschen Authentizität verleihen. Er fand die Renovierung von Anfang an überflüssig.«

Dann war das Haus also ein Kompromiss gewesen: Der Ehemann wollte etwas Klassisches, Susan wollte etwas Neues, also dachten sie sich, dass diese Draußen/Drinnen-Unterteilung beide zufriedenstellen würde. Am Ende allerdings waren die Burkes von dem Ergebnis eher verbittert, als dass sie zufrieden gewesen wären. Millionen von Dollar verbraten, und trotzdem war keiner von ihnen glücklich. Geld ist bei reichen Leuten wirklich reine Verschwendung.

Wir stiegen die Hintertreppe runter, die beengt und düster war wie der Bau eines Nagetiers, und gelangten schließlich in eine große, glänzende, moderne Küche.

Miles saß wartend an der Kücheninsel. Susan erstarrte, als sie ihn sah.

Er war klein für sein Alter. Mit blassem Gesicht und spitzem Kinn und schwarzen Augen, die das Licht reflektierten und beinahe facettenhaft wirkten, wie die einer Spinne. Abschätzend. *Extrem helle, hasst aber die Schule*, dachte ich. *Kann niemals genug Aufmerksamkeit bekommen – selbst wenn Susan sich allein um ihn kümmern würde, würde ihm das nicht reichen. Kleinlich. Egoistisch.*

»Hi, Mama«, sagte er. Sein Gesicht schien sich zu verwandeln, als sich ein strahlendes, fast albernes Lächeln darauf ausbreitete. »Du hast mir gefehlt.« *Der liebenswerte, freundliche Jack.* Er gab eine perfekte Imitation seines kleinen Bruders zum Besten. Miles schickte sich an, Susan zu umarmen, und nahm beim Gehen Jacks kindliche Haltung an, inklusive der hängenden Schultern. Er schlang die Arme um sie und kuschelte sich an sie. Susan sah mich über seinen Kopf hinweg mit geröteten Wangen an; sie hatte die Lippen fest zusammengepresst, als würde sie irgendetwas Widerwärtiges riechen. Miles blickte zu ihr auf. »Warum umarmst du mich denn nicht?«

Sie bedachte ihn mit einer flüchtigen Umarmung, und Miles löste sich von ihr, als hätte er sich verbrüht.

»Ich habe gehört, was du ihr erzählt hast«, sagte er. »Über Jack. Über die Babysitterin. Über alles. Du bist ein echtes Miststück.«

Susan zuckte zusammen. Miles wandte sich an mich.

»Ich hoffe wirklich, dass Sie verschwinden und sich hier nie wieder blicken lassen. Zu Ihrem eigenen Besten.« Er lächelte uns beide an. »Das hier ist eine Familienangelegenheit. Findest du nicht auch, Mama?«

Dann stapfte er in seinen schweren Lederschuhen wieder die Hintertreppe hoch und beugte sich dabei weit nach vorn. Er bewegte sich, als würde er einen Insektenpanzer tragen, schimmernd und hart.

Susan schaute zu Boden, atmete tief durch und sah dann zu mir auf. »Ich brauche Ihre Hilfe.«

»Was sagt Ihr Mann eigentlich zu alldem?«

»Wir reden nicht darüber. Miles ist sein Kind, er hat ihn großgezogen. Jedes Mal, wenn ich etwas auch nur annähernd Kritisches sage, sagt er, ich sei verrückt. Er sagt ziemlich häufig, dass ich verrückt bin. Ein Spukhaus, na klar. Vielleicht hat er ja recht. Vielleicht bin ich ja wirklich verrückt. Wie auch immer, er ist ständig unterwegs; auf Geschäftsreise. Er wird nicht einmal mitbekommen, dass Sie hier sind.«

»Ich kann Ihnen helfen«, sagte ich. »Wie wär's, wenn wir als Erstes über mein Honorar sprechen?«

Was das Geld betraf, so war sie damit einverstanden, nicht aber, was meinen Zeitplan anging: »Ich kann nicht ein ganzes Jahr lang darauf warten, dass es Miles besser geht; womöglich bringt er uns vorher alle um.« Sie stieß dieses verzweifelte, blöckende Lachen aus. Ich willigte ein, zweimal die Woche vorbeizukommen.

Meistens kam ich während des Tages, wenn die Kinder in der Schule waren und Susan bei der Arbeit. Ich reinigte das Haus, und zwar in der Form, dass ich es tatsächlich putzte. Ich entzündete meinen Salbei und verstreute mein Meersalz. Ich brühte Lavendel und Rosmarin auf und versprühte den Sud im ganzen Haus, auf Wände und auf Böden. Und dann saß ich in der Bibliothek und las. Außerdem schnüffelte ich herum. Ich fand Milliarden Fotos des grinsenden Sonnenscheinchens Jack, einige alte vom mürrischen Miles, ein paar von der traurigen Susan und kein einziges von ihrem Ehemann. Susan tat mir leid. Ein boshafter Stiefsohn und ein Mann, der nie zu Hause war – kein Wunder, dass ihre Gedanken an dunkle Orte schweiften.

Und doch ...

Und doch spürte ich es ebenfalls: das Haus. Nicht unbedingt böseartig, aber ... aufmerksam. Ich konnte regelrecht fühlen, wie es mich studierte. Ergibt das irgendeinen Sinn? Es bedrängte mich. Eines Tages wischte ich gerade die Bodendielen ab, da

spürte ich plötzlich einen schneidenden Schmerz an meinem Mittelfinger – so, als hätte mich etwas gebissen –, und als ich meine Hand zurückzog, blutete ich. Ich umwickelte meinen Finger ganz fest mit einem meiner restlichen Lappen und sah zu, wie das Blut durch den Stoff sickerte. Und ich hatte das Gefühl, als wäre etwas in dem Haus sehr zufrieden.

Ich fing an, mich zu fürchten. Und ich zwang mich, gegen die Furcht anzukämpfen. *Du bist diejenige, die sich diese ganze Sache ausgedacht hat*, sagte ich mir. *Also reiß dich zusammen*.

Nach sechs Wochen war ich eines Morgens gerade dabei, meinen Lavendel in der Küche aufzubrühen – Susan war bei der Arbeit, die Kinder in der Schule –, als ich spürte, dass jemand hinter mir stand. Als ich mich umdrehte, sah ich mich Miles in seiner Schuluniform gegenüber. Er musterte mich aufmerksam und hatte ein kleines Grinsen auf dem Gesicht. Er hielt meine Ausgabe von *Die Drehung der Schraube* in den Händen.

»Mögen Sie Geistergeschichten?« Er lächelte.

Er hatte meine Handtasche durchwühlt.

»Warum bist du zu Hause, Miles?«

»Ich habe Sie beobachtet. Sie sind interessant. Sie wissen, dass etwas Schlimmes passieren wird, oder? Ich bin neugierig.«

Er kam näher, und ich wich zurück. Neben dem Topf mit dem kochenden Wasser blieb er stehen. Seine Wangen röteten sich von der Hitze.

»Ich versuche bloß zu helfen, Miles.«

»Aber Sie spüren es doch auch, oder nicht? Das Böse?«

»Ja, ich spüre es.«

Er starrte in den Topf mit Wasser. Fuhr mit einem Finger am Rand des Topfs entlang und riss ihn dann ganz rosarot zurück. Er fixierte mich mit seinen schimmernden schwarzen Spinnenaugen.

»Sie sehen überhaupt nicht aus, wie ich Sie mir vorgestellt hatte. So aus der Nähe. Ich dachte, Sie wären ... *sexy*.« Das Wort war ironisch gemeint, und ich wusste genau, was er meinte: Halloween-Wahrsagerinnen-sexy. Lipgloss und hochgestecktes Haar und Kreolen. »Sie sehen wie eine Babysitterin aus.«

Ich wich noch weiter vor ihm zurück. Die letzte Babysitterin hatte er verletzt.

»Versuchst du, mir Angst zu machen, Miles?«

Ich wünschte, ich hätte nach dem Herd greifen und die Flamme ausdrehen können.

»Ich versuche bloß, Ihnen zu helfen«, sagte er in bedächtigem Ton. »Ich will, dass Sie sich von ihr fernhalten. Wenn Sie noch mal herkommen, werden Sie sterben. Mehr möchte ich dazu gar nicht sagen. Aber ich habe Sie gewarnt.«

Er drehte sich um und verließ den Raum. Als ich hörte, wie er die Vordertreppe hochstapfte, goss ich das kochende Wasser in den Ausguss, ehe ich ins Esszimmer lief, um mir meine Handtasche und die Schlüssel zu schnappen. Ich musste weg von hier. Als ich meine Tasche aufhob, stieg mir ein warmer, fauliger, süßlicher Gestank in die Nase. Er hatte hineingekotzt – über meine Schlüssel und meine Geldbörse und mein Handy. Ich brachte es nicht über mich, die Schlüssel da rauszufischen, das Erbrochene zu berühren.

Susan stürmte panisch zur Tür herein.

»Ist er hier? Sind Sie okay?«, sagte sie. »Die Schule hat angerufen und mir mitgeteilt, dass Miles heute nicht gekommen ist. Er muss zur Vordertür rein- und gleich wieder hinten rausmarschiert sein. Es gefällt ihm nicht, dass Sie hier sind. Hat er irgendwas zu Ihnen gesagt?«

Von oben ertönte ein lautes Krachen. Ein Heulen. Wir liefen die Treppe hoch. Im Flur hing eine winzige, primitive Stoffpuppe von einem Haken an der Decke. Das Gesicht war mit Filzstift gemalt. Die Nase bestand aus rotem Faden. Aus Miles' Zimmer am Ende des Gangs drang Geschrei. *Neeeiin, du Miststück, du Miststück!*

Wir blieben vor der Tür stehen.

»Wollen Sie mit ihm reden?«, fragte ich Susan.

»Nein«, sagte sie.

Mit Tränen in den Augen drehte sie sich um und ging durch den Gang zurück. Sie pflückte die Puppe von der Lampenhalterung.

»Zuerst dachte ich, das bin ich«, sagte Susan und gab mir das Ding. »Aber ich habe kein braunes Haar.«

»Ich schätze, das soll ich sein«, sagte ich.

»Ich bin es so leid, Angst zu haben«, murmelte sie.

»Ich weiß.«

»Nein, tun Sie nicht«, sagte sie. »Aber das werden Sie noch.«

Susan ging in ihr Zimmer, und ich machte mich an die Arbeit. Ich schwöre, dass ich richtig schuftete. Ich wusch das Haus, jeden Zentimeter von Wänden und Böden, mit Rosmarin und Lavendel. Ich verbrannte den Salbei und sprach meine magischen Worte, die in Wahrheit totales Kauderwelsch waren, während Miles über mir in seinem Zimmer brüllte und Susan in ihrem vor sich hin heulte. Dann ließ ich alles aus meiner vollgekotzten Handtasche in die Küchenspüle fallen und ließ Wasser darüberlaufen, bis das Zeug sauber war.

Als ich im Zwielicht der Abenddämmerung meinen Wagen aufschloss, rief mir eine wohlgenährte ältere Dame mit Pausbacken ein Stück weiter die Straße runter zu, sie wolle mich kurz sprechen. Im Nebel eilte sie zu mir herüber, ein kleines Lächeln auf dem Gesicht.

»Ich wollte Ihnen bloß für alles danken, was Sie für diese Familie tun«, sagte sie. »Dafür, dass Sie dem kleinen Miles helfen. Vielen Dank.« Und dann legte sie ihre Finger an die Lippen und tat so, als würde sie sie abschließen, und dann eilte sie auch schon wieder davon, ehe ich ihr sagen konnte, dass ich absolut nicht das Geringste tat, um dieser Familie zu helfen.

Eine Woche später schlug ich in meiner winzigen Wohnung (ein Schlafzimmer, vierzehn Bücher) gerade die Zeit tot, als mir etwas auffiel, das vorher nicht da gewesen war. Ein rostiger Fleck von der Form eines Gezeitentümpels an der Wand neben meinem Bett, der mich an meine Mutter erinnerte. An mein altes Leben. All diese Tauschgeschäfte – dies für das, das für dies –, und bislang hatte keins davon irgendetwas verändert. Sobald ein Geschäft erledigt war, schaltete mein Verstand auf null und wartete auf das nächste. Doch Susan Burke und

ihre Familie wurde ich nicht los. Susan Burke und ihre Familie und dieses Haus.

Ich klappte meinen altersschwachen Laptop auf und suchte im Internet nach Patrick Carterhook. Nach einem Surren und einem Schleifen von der Festplatte des Rechners stieß ich schließlich auf den Link zu einem Aufsatz des Fachbereichs Englisch irgendeiner Universität: *Wahre viktorianische Verbrechen – Die schaurige Geschichte der Familie Carterhook.*

Man schrieb das Jahr 1893, als der Warenhausmagnat Patrick Carterhook mit seiner lieblichen Frau Margaret und ihren beiden Söhnen Robert und Chester in die prächtige Villa aus dem Gilded Age einzog. Robert war ein schwieriger Junge. Er tyrannisierte Schulkameraden und stellte den Haustieren aus der Nachbarschaft nach. Mit zwölf Jahren brannte er eines der Lagerhäuser seines Vaters nieder und verweilte am Ort des Geschehens, um Zeuge des lodernden Spektakels zu werden. Sein um einiges jüngerer Bruder hatte sehr unter ihm zu leiden. Im Alter von vierzehn wurde immer offener, dass es Robert an Selbstbeherrschung mangelte, weshalb die Carterhooks beschlossen, die Gesellschaft vor ihm zu schützen: Ab dem Jahre 1895 durfte er die Villa nicht mehr verlassen. Er sollte nie wieder einen Fuß vor die Tür setzen. In seinem düsteren, vergoldeten Gefängnis wurde Robert zusehends gewalttätiger. Er besudelte die Habseligkeiten der Familie mit seinen eigenen Exkrementen und seinem Erbrochenen. Eines der Kindermädchen wurde mit Verletzungen, für die sie eine Erklärung schuldig blieb, ins Krankenhaus gebracht; sie kehrte nicht mehr nach Carterhook Manor zurück. Auch die Köchin ergriff eines Wintermorgens die Flucht aus dem Haus. Gerüchten zufolge erlitt sie bei einem »Missgeschick in der Küche« durch kochendes Wasser Verbrennungen dritten Grades.

Niemand weiß genau, was sich in jener Nacht des 7. Januar 1897 in dem Haus zutrug, die blutigen Folgen dagegen sind hinlänglich bekannt: Patrick Carterhook wurde erstochen in seinem Bett aufgefunden; sein Leichnam wies 117 Stichwun-

den auf. Patricks Frau Margaret wurde mit einer Axt erschlagen, als sie die Treppe zum Dachboden hinauf floh, während man den jungen Chester, zehn Jahre alt, ertränkt in einer Badewanne entdeckte. Robert indes hängte sich an einem Deckenbalken seines Zimmers auf. Er hatte sich dem Anlass entsprechend gekleidet: Er trug einen blauen Sonntagsanzug, der über und über mit dem Blut seiner Eltern besudelt und noch feucht vom Ertränken seines kleinen Bruders war.

Unter der Geschichte war ein verschwommenes altes Foto der Carterhooks. Vier förmliche Gesichter spähten ohne zu lächeln aus Schichten viktorianischer Rüschen hervor. Ein schlanker Mann in den Vierzigern mit einem kunstvoll zugespitzten Bart; eine blonde, hübsche Frau mit traurigen, durchdringenden Augen, die so hell waren, dass sie fast weiß wirkten. Zwei Jungen, der Jüngere der beiden blond wie seine Mutter; der Ältere dunkelhaarig, mit schwarzen Augen und einem gelinde spöttischen Grinsen, der seinen Kopf wissend schief gelegt hatte. Miles. Der ältere Junge sah genauso aus wie Miles. Nicht ganz genauso, nicht wie sein Ebenbild, aber das Wesentliche war da: die Selbstgefälligkeit, die Überheblichkeit, die Bedrohlichkeit.

Miles.

Wenn man die blutigen Bodenbretter und die wasserfleckigen Fliesen entfernte; wenn man die Balken zerstörte, an denen Robert Carterhooks Leichnam baumelte, und die Wände einriss, die die Schreie in sich aufgenommen hatten, konnte man das Haus so »heilen«? Würde es dort immer noch spuken, wenn die eigentlichen Eingeweide – quasi seine inneren Organe – entfernt worden waren? Oder lag das Böse einfach in der Luft? In jener Nacht träumte ich davon, wie eine kleine Gestalt die Tür zu Susans Zimmer öffnete, quer durch den Raum schlich, während sie schlief, und dann reglos über ihr stand, mit einem glänzenden Schlachtermesser aus ihrer Millionen-Dollar-Küche in der Hand. Im Zimmer roch es nach Salbei und Lavendel.

Ich schlief bis zum Nachmittag und wachte im Dunkeln auf.

Draußen tobte ein Unwetter. Ich starrte zur Decke empor, bis die Sonne aufging, dann zog ich mich an und fuhr rüber nach Carterhook Manor. Meine nutzlosen Kräuter ließ ich zu Hause.

Susan öffnete mit feuchten Augen die Tür. Im Zwiellicht des Hauses schien ihr blasses Gesicht zu glühen.

»Sie sind *wirklich* ein Medium«, flüsterte sie. »Ich wollte Sie gerade anrufen. Es hört nicht auf – es wird immer schlimmer«, sagte sie. Sie ließ sich schwer aufs Sofa fallen.

»Sind Miles und Jack da?«

Sie nickte und wies mit einem Finger nach oben. »Miles hat mir gestern Abend ziemlich ruhig gesagt, dass er uns alle umbringen wird«, sagte sie. »Und ich mache mir große Sorgen ... weil ... Wilkie ...« Sie begann wieder zu weinen. »Oh, Gott.«

Eine Katze schlich schwerfällig in den Raum. Mager und altersschwach, ein betagter Kater. Susan deutete auf ihn.

»Sehen Sie, was er dem armen Wilkie ... angetan hat!«

Ich musterte das Tier eingehender. Hinten am Gesäß des Katers war nichts als ein zerfranstes Pelzbüschel. Miles hatte Wilkie den Schwanz abgeschnitten.

»Susan, haben Sie einen Laptop? Ich muss Ihnen etwas zeigen.«

Sie führte mich hoch in die Bibliothek und rüber zu dem viktorianischen Schreibtisch, der zweifellos ihrem Mann gehörte. Dann betätigte sie einen Schalter, und der Kamin flammte auf. Sie drückte auf einen Knopf und der Bildschirm des Laptops leuchtete auf. Ich zeigte Susan die Website mit der Geschichte der Carterhooks. Ich konnte ihren warmen Atem in meinem Nacken spüren, während sie las.

Ich wies auf das Foto: »Erinnert Sie Robert Carterhook vielleicht an jemanden?«

Susan nickte, wie in Trance. »Was hat das zu bedeuten?«

Der Regen prasselte gegen die düster wirkenden Fensterscheiben. Ich sehnte mich nach einem strahlend hellen Tag mit blauem Himmel. Die Schwere, die auf diesem Haus lastete, war unerträglich.

»Ich mag Sie, Susan. Und ich mag nicht viele Leute. Ich will

nur das Beste für Ihre Familie. Und ich glaube nicht, dass ich das bin.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine damit, dass Sie jemanden brauchen, der Ihnen wirklich *hilft*. Ich kann Ihnen nicht helfen. Mit diesem Haus stimmt irgendwas nicht. Ich denke, Sie sollten von hier verschwinden. Und es ist mir gleich, was Ihr Mann dazu sagt.«

»Aber selbst wenn wir fortgehen... ist Miles trotzdem weiter bei uns.«

»Ja.«

»Dann... wird er geheilt? Wenn er dieses Haus verlässt?«

»Das weiß ich nicht, Susan.«

»Was wollen Sie mir dann damit sagen?«

»Ich will Ihnen damit sagen, dass Sie mehr brauchen als mich, um das hier in Ordnung zu bringen. Ich bin für so was nicht qualifiziert, ich kann es nicht in Ordnung bringen. Meiner Meinung nach sollten Sie noch heute Abend fortgehen. Erst mal in ein Hotel. Nehmen Sie zwei Zimmer. Mit einer Verbindungstür. Und dann... überlegen wir uns was. Aber alles, was ich wirklich für Sie tun kann, ist, Ihre Freundin zu sein.«

Susan stand wie benommen da und hielt sich den Hals. Sie wich vor mir zurück, murmelte »Verzeihen Sie« und verschwand durch die Tür. Ich wartete. Mein Handgelenk puckerte wieder. Ich ließ den Blick durch den mit Büchern vollgestellten Raum schweifen. Hier würde es keine Partys für mich geben. Keine Empfehlungen an reiche, nervöse Freundinnen. Ich war dabei, die Chance meines Lebens einfach über Bord zu werfen; ich hatte ihr eine Antwort gegeben, die sie nicht hören wollte. Doch dafür fühlte ich mich ausnahmsweise wie ein anständiger Mensch. Ich musste mir nicht *einreden*, etwas Anständiges zu tun – ich *tat* schlichtweg etwas Anständiges.

Ich sah Susan an der Tür vorbeihuschen, auf dem Weg zur Treppe. Dann Miles, der ihr hinterherhuschte.

»Susan!«, rief ich. Ich sprang auf, konnte mich jedoch nicht dazu durchringen, den Raum zu verlassen. Ich hörte Gemurmel. Drängend oder zornig. Dann nichts mehr. Stille. Ich war-

tete. Immer noch nichts. *Geh da raus*. Aber ich hatte zu viel Angst davor, allein in diesen dunklen Flur hinauszutreten.

»Susan!«

Ein Kind, das seinen kleinen Bruder terrorisierte und seine Stiefmutter bedrohte. Das mir in aller Ruhe sagte, dass ich sterben würde. Ein Kind, das dem Haustier der Familie den Schwanz abgeschnitten hatte. Ein Haus, das seine Bewohner attackierte und manipulierte. Ein Haus, in dem es bereits vier Tote gegeben hatte, das jedoch noch mehr wollte. *Bleib ruhig*. Der Gang war noch immer düster. Von Susan keine Spur. Ich stand auf und begann, auf die Tür zuzugehen.

Plötzlich tauchte Miles im Rahmen auf, steif und aufrecht, wie immer in seiner Schuluniform. Er versperrte mir den Weg.

»Ich sagte Ihnen doch, dass Sie nie wieder herkommen sollen, aber Sie kamen trotzdem zurück – wieder und wieder und wieder«, sagte er. In bedächtigem Ton. Als würde er mit einem Kind reden, das bestraft werden muss. »Sie wissen, dass Sie sterben werden, nicht wahr?«

»Wo ist deine Stiefmutter, Miles?« Ich wich zurück. Er kam auf mich zu. Er war bloß ein Junge, aber er machte mir eine Heidenangst. »Was hast du mit Susan gemacht?«

»Sie verstehen immer noch nicht, oder?«, sagte er. »Heute Nacht werden wir sterben.«

»Tut mir leid, Miles. Ich wollte dich nicht verärgern.«

Da lachte er, und seine Augen warfen feine Fältchen. Ausgelassene Heiterkeit.

»Nein, Sie verstehen mich falsch. Sie wird Sie *umbringen*. Susan wird Sie und mich umbringen. Schauen Sie sich doch nur mal in diesem Raum um. Denken Sie, Sie sind rein zufällig hier? Sehen Sie genau hin. Sehen Sie sich die Bücher genau an.«

Ich hatte mir die Bücher schon genau angesehen. Jedes Mal, wenn ich hier drin meinen Hokusfokus abzog, hatte ich mir all die Bücher angeguckt und mich danach gesehnt, sie zu besitzen. Ich malte mir aus, ein oder zwei davon zu klauen, für meinen kleinen Buchclub mit...

Mit Mike. Mit meinem Lieblingskunden. Jedes Buch, das ich

gemeinsam mit Mike in den vergangenen paar Jahren gelesen hatte, war hier. *Die Frau in Weiß, Die Drehung der Schraube, Spuk in Hill House*. Als ich die Bände in den Regalen entdeckte, hatte ich mich selbst beglückwünscht, dazu, wie gescheit ich doch war, weil ich so viele dieser Reiche-Leute-Bibliotheksbücher gelesen hatte. Doch ich war kein allzu belesener Bücherwurm; ich war bloß eine dämliche Nutte in der richtigen Bibliothek. Miles holte ein Foto aus der Schreibtischschublade hervor, ein Hochzeitsfoto. Hinter der verschleierte Braut und dem Bräutigam ging gerade die Sommersonne unter. Susan war wunderschön, eine sinnliche, lebhaftere Version der Frau, die ich kannte. Und der Bräutigam? Das Gesicht sagte mir zwar nicht allzu viel, aber seinen Schwanz kannte ich dafür nur zu gut. Mike. Ich hatte Susans Ehemann zwei Jahre lang regelmäßig einen runtergeholt.

Miles beobachtete mich mit zusammengekniffenen Augen, wie ein Komiker, der darauf wartet, dass das Publikum seinen Witz kapiert.

»Sie wird Sie umbringen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass sie mich ebenfalls töten wird«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

»Sie ist gerade unten und ruft die Polizei an. Sie hat mir gesagt, ich soll Sie hinhalten. Wenn sie hochkommt, wird sie Sie erschießen, und dann wird sie den Cops eine von zwei Geschichten erzählen. Nummer eins: Dass Sie eine Betrügerin sind, die behauptet, übersinnliche Kräfte zu besitzen, um emotional verletzte Menschen auszubeuten. Sie haben Susan gesagt, Sie könnten ihrem psychisch labilen Sohn helfen – und sie hat Ihnen vertraut –, doch stattdessen haben Sie nichts weiter getan, als in ihr Haus zu kommen und sie zu beklauben. Als sie Sie daraufhin zur Rede stellte, wurden Sie gewalttätig und haben mich erschossen, ehe sie Sie dann in Notwehr tötete.«

»Das gefällt mir ganz und gar nicht. Was ist die andere Möglichkeit?«

»Dass Sie tatsächlich das sind, was Sie zu sein vorgeben. Ein Medium. Dass Sie wirklich geglaubt haben, dass dieses Haus mich irgendwie heimsucht. Doch wie sich rausgestellt hat, bin

ich nicht besessen, sondern bloß ein ganz gewöhnlicher jugendlicher Soziopath. Sie haben mir zu sehr zugesetzt, also habe ich Sie getötet. Susan und ich kämpfen um die Waffe, und sie erschießt mich in Notwehr.«

»Warum sollte sie dich umbringen wollen?«

»Weil sie mich nicht leiden kann; das konnte sie noch nie. Ich bin nicht ihr Sohn. Sie hat versucht, mich zu meiner Mutter abzuschieben, aber die hat keinerlei Interesse an mir. Dann wollte sie mich ins Internat stecken, doch mein Dad war dagegen. Sie will mich definitiv tot sehen. So ist sie einfach. So verdient sie ihren Lebensunterhalt: Sie identifiziert und eliminiert Probleme. Sie ist auf böse Weise pragmatisch.«

»Aber sie wirkt so ...«

»Unscheinbar? Nein, das ist sie nicht. Sie wollte bloß, dass Sie das denken. Sie ist eine wunderschöne, erfolgreiche Managerin. Sie ist ein gottverdammtes Alphantier. Aber Ihnen wollte sie das Gefühl vermitteln, dass Sie es mit jemandem zu tun haben, der schwächer ist als Sie. Dass Sie die Oberhand haben. Ich meine, liege ich damit vielleicht falsch? Ist das nicht das, worum es bei Ihrem Geschäft geht? Diejenigen zu manipulieren, die sich manipulieren lassen?«

Meine Mom und ich hatten dieses Spielchen jahrzehntelang gespielt: Wir hatten uns so gekleidet und verhalten, dass die Leute Mitleid mit uns hatten. Dass ich selbst mal auf diese Nummer reinfallen würde, hätte ich nie für möglich gehalten.

»Will sie mich töten ... wegen deines Dads?«

»Susan Burke hat die perfekte Ehe geführt, und Sie haben alles vermässelt. Mein Dad hat sie verlassen. Er ist weg.«

»Ich bin mir sicher, dass ein paar ... außereheliche Treffen nicht der Grund dafür sind, dass dein Vater fortgegangen ist.«

»Aber das ist der Grund, an den sie glauben will. Das ist das Problem, das sie identifiziert hat und zu eliminieren beabsichtigt.«

»Weiß dein Dad, dass ich hier bin?«

»Noch nicht – er ist tatsächlich die ganze Zeit auf Reisen. Aber sobald mein Vater erfährt, dass wir tot sind und Susans

Geschichte hört... Sobald sie ihm erzählt, wie viel Angst sie hatte und wie sie dann in seiner Ausgabe von *Rebecca* auf die Visitenkarte dieses Mediums stieß und Sie verzweifelt um Hilfe bat... Stellen Sie sich nur diese Schuldgefühle vor. Sein Kind ist tot, weil er scharf auf einen Handjob war. Seine Frau war gezwungen, ihre Familie zu beschützen und zu töten, weil er es sich mit der Hand machen ließ. Dieses grauenhafte Wissen und die Schuldgefühle – das könnte er nie wieder bei ihr gutmachen. Und genau darum geht es.«

»Hat sie mich so aufgespürt? Durch meine Visitenkarte?«

»Ja, Susan hat die Karte gefunden. Das Ganze kam ihr seltsam vor. Verdächtig. Mein Dad liebt zwar Geistergeschichten, aber er ist auch der größte Skeptiker der Welt – er würde niemals zu einer Handleserin gehen. Es sei denn, sie wäre gar keine richtige Handleserin. Also ist sie ihm irgendwann zu Ihrem Laden gefolgt. Dann machte sie einen Termin aus. Und als Sie dann mit seiner Ausgabe von *Die Frau in Weiß* aus dem Hinterzimmer kamen, wusste sie Bescheid.«

»Sie hat dich ins Vertrauen gezogen.«

»Anfangs nahm ich das als Kompliment«, sagte er. »Dann wurde mir klar, dass sie bloß versucht, mich in die Irre zu führen. Sie erzählte mir von ihrem Plan, Sie zu töten, damit ich nicht dahinterkomme, dass ich ebenfalls sterben soll.«

»Warum hat sie mich nicht einfach eines Nachts in einer dunklen Gasse erschossen?«

»Weil mein Dad dann nicht leiden würde. Und was, wenn sie jemand sieht? Nein. Sie will Sie hier töten, wo es so aussieht, als wäre sie das Opfer. Abgesehen davon ist das tatsächlich die einfachste Methode. Also hat sie sich diese Spukhausgeschichte ausgedacht, um Sie hierherzulocken. Carterhook Manor, oh, wie *gruselig!*«

»Aber was ist mit den Carterhooks? Ich habe online etwas über sie gefunden.«

»Die Carterhooks sind reine Fantasie. Ich meine, ich schätze, es hat sie schon in echt gegeben, aber sie sind nicht so umgekommen, wie Sie glauben.«

»Aber ich hab's doch selbst gelesen!«

»Sie haben das gelesen, weil sie es geschrieben hat. So ist das Internet. Wissen Sie, wie einfach es ist, eine Website zu erstellen? Dann stellt man ein paar Links bereit, und Leute stoßen im Netz darauf und glauben, was da steht, und verbreiten die Geschichte über ihre eigenen Seiten weiter. Das ist ungeheuer leicht. Vor allem für jemanden wie Susan.«

»Dieses Foto. Es sah aus, als ob ...«

»Waren Sie schon mal auf dem Flohmarkt? Da gibt's schuhkartonweise alte Fotos, das Stück für 'n Cent. Es ist nicht sonderlich schwierig, ein Kind zu finden, das mir ähnlich sieht. Besonders dann nicht, wenn man jemanden hat, der an das Ganze glauben *will*. Einen Trottel. Wie Sie.«

»Die blutende Wand?«

»Das hat sie Ihnen einfach so erzählt, um die richtige Stimmung aufzubauen. Sie wusste schließlich, dass Sie Geistergeschichten mögen. Sie wollte, dass Sie herkommen und daran glauben. Sie führt die Leute gern an der Nase herum. Sie wollte, dass Sie sich mit ihr anfreunden, dass Sie sich Sorgen um sie machen, und dann – *Bumm!* – kommt dieser Schockmoment, in dem Sie erkennen, dass Sie sterben werden, und dabei hatten Sie die ganze Zeit über vor den falschen Dingen Angst. Ihre *Sinne* haben Ihnen einen Streich gespielt.«

Er grinste mich an.

»Wer hat eurer Katze den Schwanz abgeschnitten?«

»Das ist eine Manx, Dummerchen, die haben gar keinen Schwanz. Kann ich Ihnen alle weiteren Fragen beantworten, während wir uns aus dem Staub machen? Ich würde es vorziehen, nicht hierzubleiben und darauf zu warten, dass man mich abknallt.«

»Du willst mit mir kommen?«

»Mal überlegen: Entweder ich verschwinde mit Ihnen oder ich bleibe hier und sterbe. Ja, ich würde gern mit Ihnen kommen. Vermutlich hat sie ihren Anruf inzwischen erledigt. Ich nehme an, sie kommt jeden Moment die Treppe hoch. Ich habe bereits die Feuerleiter vor meinem Zimmerfenster losgehakt.«

Susans Absätze klapperten durch das Wohnzimmer in Richtung Treppe. Zwar war sie noch zwei Etagen tiefer, aber ihre Schritte klangen schnell. Sie rief meinen Namen.

»Bitte, nehmen Sie mich mit«, sagte er. »Bitte. Nur so lange, bis mein Dad nach Hause kommt. Bitte, ich habe Angst!«

»Was ist mit Jack?«

»Sie liebt Jack. Sie will bloß uns loswerden.«

Susans Schritte, nur noch eine Etage tiefer und nach oben kommend.

Wir nahmen die Feuertreppe. Das Ganze war ziemlich dramatisch.

Dann saßen wir in meinem Wagen und fuhren davon, bevor mir klar wurde, dass ich keine verdammte Ahnung hatte, wohin ich fahren sollte. Auf Miles' blassem Gesicht spiegelten sich die Scheinwerfer vorbeikommender Autos wie in einem kränklichen Mond. Regentropfen rannen seine Stirn und seine Wangen hinab und tropften von seinem Kinn.

»Ruf deinen Vater an«, sagte ich.

»Mein Dad ist in Afrika.«

Der Regen prasselte auf das Blechdach meines Autos. Susan Burke (diese meisterhafte Schwindlerin!) hatte in mir eine derartige Furcht vor diesem Haus geschürt, dass ich unaufmerksam geworden war. Jetzt konnte ich wieder klarer denken: Eine erfolgreiche Frau heiratet einen reichen Mann. Sie bekommen ein Baby, ein echtes Sonnenscheinchen. Das Leben ist gut, wäre da nicht diese eine Sache: der durchgeknallte Stiefsohn. Ich hatte ihr geglaubt, als sie sagte, dass Miles sich ihr gegenüber stets unterkühlt verhalten habe. Ich war sicher, dass sie Miles gegenüber auch immer sehr kalt war. Ich war sicher, dass sie von Anfang an versucht hatte, ihn irgendwie loszuwerden. Jemand so Berechnendes wie Susan Burke hätte kein Interesse daran, das verschrobene, linkische Kind einer anderen Frau großzuziehen. Susan und Mike wursteln sich eine Weile so durch, doch es dauert nicht lange, bis ihre Abneigung gegen seinen Erstgeborenen ihre Beziehung zu belasten beginnt. Er entfremdet sich von ihr. Ihre Berührung lässt ihn erschauern.

